

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338351](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338351)

Tierkreiszeichen

- ♈ Widder (Aries)
- ♉ Stier (Taurus)
- ♊ Zwillinge (Gemini)
- ♋ Krebs (Cancer)

- ♌ Löwe (Leo)
- ♍ Jungfrau (Virgo)
- ♎ Waage (Libra)
- ♏ Skorpion (Scorpius)

- ♐ Schütze (Sagittarius)
- ♑ Steinbock (Capricornus)
- ♒ Wassermann (Aquarius)
- ♓ Fische (Pisces)

Mond

- ☾ Erstes Viertel
- ☽ Vollmond
- ☾ Letztes Viertel
- ☾ Neumond

Obsiggent

(Mondaufsteigen):
von Südweste bis zur darauf-
folgenden Nordweste

Nidsiggent

(Mondabsteigen):
von Nordweste bis zur darauf-
folgenden Südweste

Die Sonne tritt in das Sternbild

des Steinbocks	19. Januar
des Wassermanns	15. Februar
der Fische	13. März
des Widders	18. April
des Stieres	15. Mai
der Zwillinge	20. Juni
des Krebses	21. Juli
des Löwen	11. August
der Jungfrau	17. September
der Waage	2. November
des Skorpions	22. November
des Schützen	19. Dezember

Die Sonne tritt in das Tierkreiszeichen

des Wassermanns	20. Januar
der Fische	19. Februar
des Widders	21. März
des Stieres	20. April
der Zwillinge	21. Mai
des Krebses	22. Juni
des Löwen	23. Juli
der Jungfrau	23. August
der Waage	23. September
des Skorpions	24. Oktober
des Schützen	22. November
des Steinbocks	22. Dezember

Die Tierkreisbilder über den Monatskalendarium Seite 8, 10, 12 usw. entsprechen nicht mehr dem heutigen Stand der astronomischen Wissenschaft. Der Tierkreis hat sich im Verlauf der Jahrhunderte für die menschliche Beobachtung um mehr als einen Monat verschoben.

Kalenderzeichen und der wirkliche Sternstand in der Natur decken sich längst nicht mehr, so tritt die Sonne wie oben zu ersehen z. B. im März nicht in das Sternbild des Widders ♈, sondern in das der Fische ♓.

Dies wird wie zu hoffen ist, künftig Verwechslungen, astrologische Fehldeutungen und Zukunftsvorhersagen aus den sogenannten Horoskopen verhüten, die auf falsche Voraussetzungen gegründet sind.

Die zwölf heiligen Nächte

Volksglauben zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag

Zwischen dem 25. Dezember und dem 6. Januar liegen die zwölf heiligen Nächte, um die sich seit altersher ein dichter Kranz von Sagen und Brauchtum rankt.

Ein noch heute in der Pfalz, an der Mosel und der Saar verbreiteter Glaube besagt, daß während der heiligen zwölf Nächte keine Wäsche auf den Leinen hängen darf. Allerlei Orakel können in dieser Zeit mit Erfolg befragt werden. In manchen Dörfern kennt man noch vielfach das Schuhorakel, das besonders von Knechten und Mägden befragt wird. Dabei sitzen alle auf dem Fußboden und werfen einen ihrer Schuhe über die Schulter. Wenn der Schuh so auf den Boden fällt, daß seine Spitze zur Tür weist, dann verläßt der Betreffende während des kommenden Jahres seine Dienststelle. Fällt er aber entgegengesetzt, so bleibt er ein weiteres Jahr im Dienst. Um in die Zukunft zu schauen, wird auf dem Lande auch noch vielfach das Hühnerorakel in den heiligen zwölf Nächten befragt. Ein Mädchen, das gern wissen möchte, ob es im kommenden Jahr heiratet, klopft vor Tau und Tag dreimal an die Tür des Hühnerstalles. Kräht der Hahn als Antwort darauf fröhlich, so soll das ein sicheres Zeichen sein, daß der Freier bereits im Anmarsch ist. Wenn aber nur ein Huhn gackert, dann heißt es noch ein weiteres Jahr mit Hochzeit warten.

In diesen Nächten sollen nach dem Volksglauben aber auch besonders die Geister ihr Unwesen treiben. Das Wort „Heidenlärm“, das heute noch in unserer Heimat im Gebrauch ist, geht auf solche alten Sitten zurück, indem man früher versucht hat, mit ungeheurem Krach die bösen Geister dieser Nächte zu bannen. Das Neujahrsschießen ist nur ein kleiner Rest solch alter Bräuche.

Früher hat man die zwölf heiligen Nächte auch als „Rauhnächte“ bezeichnet. Im Grunde genommen aber gab es nur drei Rauhnächte, und zwar die Nacht zum ersten Weihnachtstag, die Silvesternacht und die Nacht vor dem Dreikönigstag. Bei uns wurden sie noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gepflegt, wenn auch damals nur noch in einigen Bauernhöfen. Daraus geht hervor, daß der Name „Rauhnacht“ aus der ursprünglichen „Rauchnacht“ entstanden ist. Er bedeutete, daß in diesen Nächten in Haus, Ställen und Scheunen geräuchert wurde. Der Hofbesitzer ging, eine Pfanne mit glühenden Kohlen in der einen, eine Schale mit Räucherwasser in der anderen Hand haltend, an der Spitze seiner Familie durch alle Räume des Hauses, durch alle Stallungen und Scheunen. Auf diesem Gang wurde alles mit Wasser besprengt, während immer wieder Weihrauch auf die glühenden Kohlen gelegt und damit geräuchert wurde. Georg Mohler

Jagd- und Schußzeiten

Rotwild	keine Jagdzeit	Haselhühner	1. Sept.—30. Nov.
Damwild	„ „	Rebhühner	25. Aug.—30. Nov.
Rehwild, männl.	1. Juni—15. Sept.	Fasanen	1. Okt.—15. Jan.
Rehwild weibl. u. Rehkitz, 16. Sept.—31. Okt.		Ringeltauben	1. Aug.—15. April
Hasen	1. Okt.—15. Jan.	Schnepfen	1. Sept.—15. April
Dachse	1. Juli—15. Jan.	Brachvögel	1. Aug.—30. April
Edelmarder u. Steinm.	1. Dez.—31. Jan.	Wildgänse	16. Juli—31. März
Auerwild u. Birkwild	1. April—15. Mai	Wildenten	16. Juli—31. Jan.

Keine Schonzeiten genießen:

Wildschweine, Kaninchen, Füchse, Fischreiher, Haubentaucher, Bläßhühner, Sperber, Hühnerhabicht.

Alle nichtgenannten jagdbaren Tiere sind während des ganzen Jahres mit der Jagd zu verschonen.

Mindestmaße und Schonzeiten der Fische in Baden

Fischarten	Mindestmaße cm	Schonzeiten der Fische											
		Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
Aal (Anguille)	35												
Aesche (Ombre)	25												
Barbe (Barbeau)	25						16. Mai - 15. Juni						
Blaufelchen (Corégone du Lac de Const.)	30								10. Nov. - 15. Dez.				
Bach-Flußforelle (Truite commune)	20							10. Okt. - 10. Jan.					
Gangfisch (Corégone du Lac de Const.)	25								10. Nov. - 15. Dez.				
Hecht (Brochet)	35												
Karpfen (Carpe)	30												
Kropffelchen (Corégone du Lac de Const.)	20								10. Nov. - 15. Dez.				
Lachs (Saumon du Rhin)	50								1. Nov. - 10. Jan.				
Maränen (Corégone du Lac de Const.)	20								10. Nov. - 15. Dez.				
Regenbogen-Forelle (Truite arc-cen-ciel)	20												
Schleie (Tanche)	20												
Seeforelle (Truite de Lac)	30												
Seesaibling (Saumon de Lac)	25												
Weiß-Sandfelchen (Corég. du Lac de Const.)	30												
Zander (Sandre)	35												
Krebs (Ecrevisse)	8												

Aufn.: E. v. Pagenhardt, Baden-Baden

Vorfrühling! (Im Hintergrund der Feldberg)

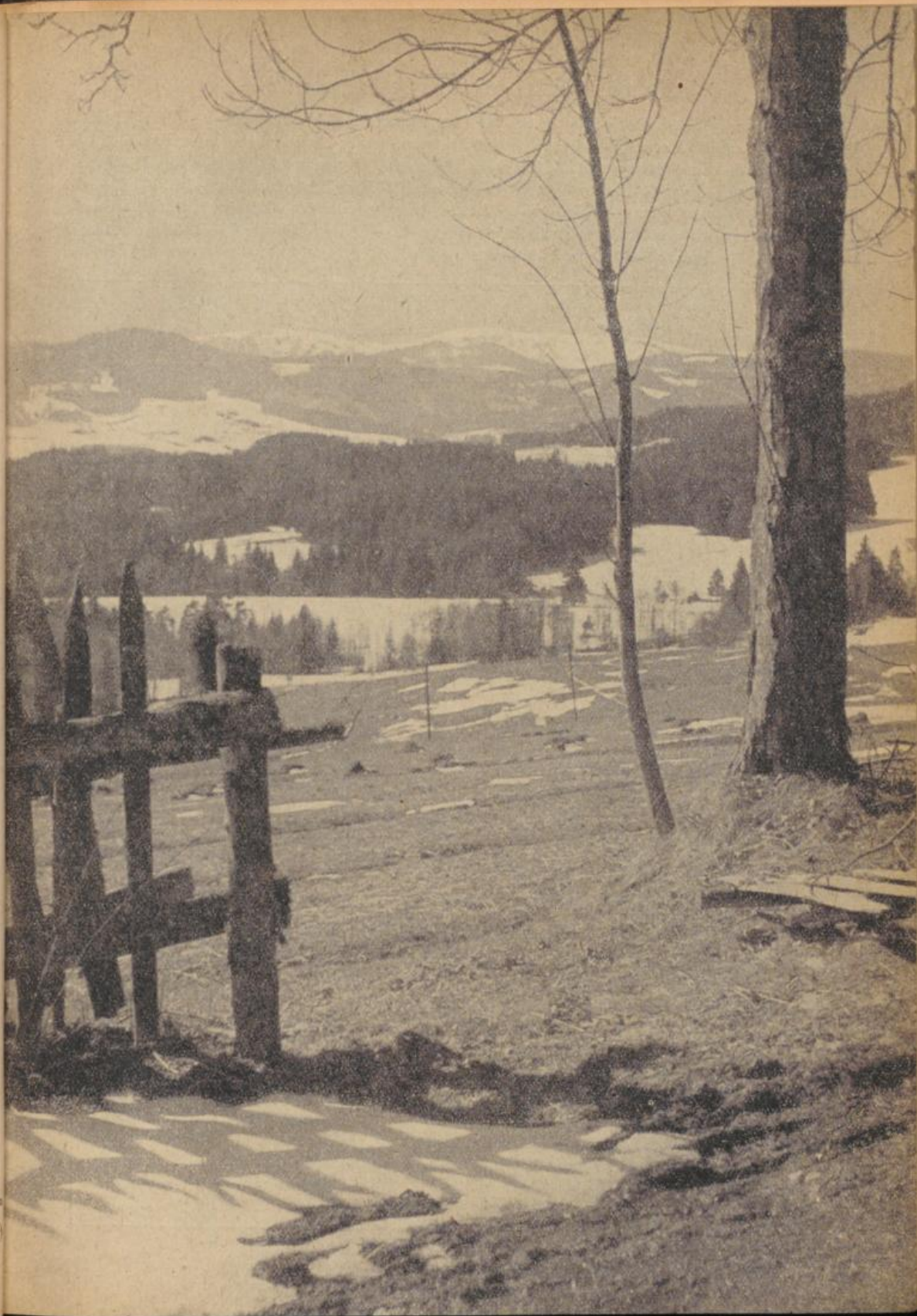
ge-
Sil-
igen
daß
daß
eine
and
heu-
auf
hler

ov.
ov.
an.
pril
pril
pril
ärz
an.

ner-
nen.

Dez.

Baden-Baden
Feldberg



Trächtigkeits- und Brütelkalender

Die mittlere Trächtigkeitsperiode beträgt bei Pferdestuten: 48 ½ Wochen oder 340 Tage (Extreme sind 330 und 419 Tage). Eselstuten: gewöhnlich etwas mehr als Pferdestuten. Kühen: 40 ½ Wochen oder 285 Tage (Extreme 240 und 321 Tage). Schafen u. Ziegen: fast 22 Wochen oder 154 Tage (Extreme 146 u. 158 Tage). Säuen: über 17 Wochen oder 120 Tage (Extreme sind 109 u. 133 Tage) Hündinnen: 9 Wochen oder 63—65 Tage. Katzen: 8 Wochen oder 56—60 Tage. Hühner brüten 19—24 Tage, in der Regel 21 Tage; Truthühner: (Puten) 26—29 Tage. Gänse: 28—33 Tage. Enten: 28—32 Tage. Tauben: 17—19 Tage. Kaninchen: 4 Wochen.

Anfang der Trächtigkeit Datum	Ende der Tragzeit bei						Anfang der Trächtigkeit Datum	Ende der Tragzeit bei					
	Pferden 340 Tage	Kühen 285 Tage	Schafen u. Ziegen 154 Tage	Schweinen 120 Tage	Hündinnen 63 Tage	Katzen 56 Tage		Pferden 340 Tage	Kühen 285 Tage	Schafen u. Ziegen 154 Tage	Schweinen 120 Tage	Hündinnen 63 Tage	Katzen 56 Tage
1. Jan.	6. Dez.	12. Okt.	3. Juni	30. Apr.	4. März	25. Fbr.	5. Juli	9. Juni	15. Apr.	5. Dez.	1. Nov.	5. Sept.	29. Aug.
6. "	11. "	17. "	8. "	5. Mai	9. "	2. März	10. "	14. "	20. "	10. "	6. "	10. "	3. Sept.
11. "	16. "	22. "	13. "	10. "	14. "	7. "	15. "	19. "	25. "	15. "	11. "	15. "	8. "
16. "	21. "	27. "	18. "	15. "	19. "	12. "	20. "	24. "	30. "	20. "	16. "	20. "	13. "
21. "	26. "	1. Nov.	23. "	20. "	24. "	17. "	25. "	29. "	5. Mai	25. "	21. "	25. "	18. "
26. "	31. "	6. "	28. "	25. "	29. "	22. "	30. "	4. Juli	10. "	30. "	26. "	30. "	23. "
31. "	5. Jan.	11. "	3. Juli	30. "	3. April	27. "	4. Aug.	9. "	15. "	4. Jan.	1. Dez.	5. Okt.	28. "
5. Febr.	10. "	16. "	8. "	4. Juni	8. "	1. April	9. "	14. "	20. "	9. "	6. "	10. "	3. Okt.
10. "	15. "	21. "	13. "	9. "	13. "	6. "	14. "	19. "	25. "	14. "	11. "	15. "	8. "
15. "	20. "	26. "	18. "	14. "	18. "	11. "	19. "	24. "	30. "	19. "	16. "	20. "	13. "
20. "	25. "	1. Dez.	23. "	19. "	23. "	16. "	24. "	29. "	4. Juni	24. "	21. "	25. "	18. "
25. "	30. "	6. "	28. "	24. "	28. "	21. "	29. "	3. Aug.	9. "	29. "	26. "	30. "	23. "
2. März	4. Febr.	11. "	2. Aug.	29. "	3. Mai	26. "	3. Sept.	8. "	14. "	3. Febr.	31. "	4. Nov.	28. "
7. "	9. "	16. "	7. "	4. Juli	8. "	1. Mai	8. "	13. "	19. "	8. "	5. Jan.	9. "	2. Nov.
12. "	14. "	21. "	12. "	9. "	13. "	6. "	13. "	18. "	24. "	13. "	10. "	14. "	7. "
17. "	19. "	26. "	17. "	14. "	18. "	11. "	18. "	23. "	29. "	18. "	15. "	19. "	12. "
22. "	24. "	31. "	22. "	19. "	23. "	16. "	23. "	28. "	4. Juli	23. "	20. "	24. "	17. "
27. "	1. März	5. Jan.	27. "	24. "	28. "	21. "	28. "	2. Sept.	9. "	28. "	25. "	29. "	22. "
1. April	6. "	10. "	1. Sept	29. "	2. Juni	26. "	3. Okt.	7. "	14. "	5. März	30. "	4. Dez.	27. "
6. "	11. "	15. "	6. "	3. Aug.	7. "	31. "	8. "	12. "	19. "	10. "	4. Febr.	9. "	2. Dez.
11. "	16. "	20. "	11. "	8. "	12. "	5. Juni	13. "	17. "	24. "	15. "	9. "	14. "	7. "
16. "	21. "	25. "	16. "	13. "	17. "	10. "	18. "	22. "	29. "	20. "	14. "	19. "	12. "
21. "	26. "	30. "	21. "	18. "	22. "	15. "	23. "	27. "	3. Aug.	25. "	19. "	24. "	17. "
26. "	31. "	4. Febr.	26. "	23. "	27. "	20. "	28. "	2. Okt.	8. "	30. "	24. "	29. "	22. "
1. Mai	5. April	9. "	1. Okt.	28. "	2. Juli	25. "	2. Nov.	7. "	13. "	4. April	1. März	8. Jan.	27. "
6. "	10. "	14. "	6. "	2. Sept.	7. "	30. "	7. "	12. "	18. "	9. "	6. "	8. "	1. Jan.
11. "	15. "	19. "	11. "	7. "	12. "	5. Juli	12. "	17. "	23. "	14. "	11. "	13. "	6. "
16. "	20. "	24. "	16. "	12. "	17. "	10. "	17. "	22. "	28. "	19. "	16. "	18. "	11. "
21. "	25. "	1. März	21. "	17. "	22. "	15. "	22. "	27. "	2. Sept.	24. "	21. "	23. "	16. "
26. "	30. "	6. "	26. "	22. "	27. "	20. "	27. "	1. Nov.	7. "	29. "	26. "	28. "	21. "
31. "	5. Mai	11. "	31. "	27. "	1. Aug.	25. "	2. Dez.	6. "	12. "	4. Mai	31. "	2. Febr.	26. "
5. Juni	10. "	16. "	5. Nov.	2. Okt.	6. "	30. "	7. "	11. "	17. "	9. "	5. April	7. "	31. "
10. "	15. "	21. "	10. "	7. "	11. "	4. Aug.	12. "	16. "	22. "	14. "	10. "	12. "	5. Febr.
15. "	20. "	26. "	15. "	12. "	16. "	9. "	17. "	21. "	27. "	19. "	15. "	17. "	10. "
20. "	25. "	31. "	20. "	17. "	21. "	14. "	22. "	26. "	2. Okt.	24. "	20. "	22. "	15. "
25. "	30. "	5. April	25. "	22. "	26. "	19. "	27. "	1. Dez.	7. "	29. "	25. "	27. "	20. "
30. "	4. Juni	10. "	30. "	27. "	31. "	24. "	31. "	6. "	11. "	2. Juni	30. "	3. März	25. "

Laich- und Entwicklungszeit der wichtigsten Süßwasserfische

Namen	Laichzeit	Ausschlüpfen der Jungen nach	Bedingungen
Lachs oder Salm . . .	Nov.—Jan.	6—8 Wochen	fließendes Wasser, Sand u. Kies
Lachsforelle	Nov.—Jan.	6—8 "	" " " "
Seeforelle	Okt.—Dez.	6—8 "	" " " "
Bachforelle	Nov.—März	6—8 "	" " " "
Felchen	Nov.—Dez.	6—8 "	Kiesige Uferstellen der Seen
Äsche	März—Mai	5—6 "	fließendes Wasser, Sand u. Kies
Hecht	Febr.—April	2—3 "	Stille Bäche, Schilf, Seeufer
Karpfen	Mai—Juli	2—3 "	Stehendes Wasser, Wasserpflanz.
Schleie	Juni—Aug.	3—8 Tagen	" " "

Sternenmächte und der Mensch

So und ähnlich lauten die Überschriften, unter denen heute allorts Vorträge angekündigt und Broschüren verkauft werden, die einem unsicheren Publikum weismachen wollen, daß Menschen- und Völkerschicksal von der Stellung der Planeten und des Mondes untereinander zu bestimmten Zeiten festgelegt seien. Die Astrologen verstehen ihr Geschäft, und das Geld fließt ihnen dementsprechend zu. Nun bleibt es ja jedem unbenommen, eine verschrobene Idee zu haben, für sie Anhänger zu werben und mit ihr Geld zu verdienen, wie es jedem freisteht, Anhänger zu werden und dafür sein Geld auszugeben. Man könnte also die Sache damit bewenden lassen. Die Vorgänge am 17. März vorigen Jahres, wo halb Süddeutschland in Weltuntergangssängsten lag, machen es jedoch notwendig, auf diese Dinge einzugehen. Was war an diesem Tage los? Weiter nichts als eine Konjunktion von Mars und Sonne (sie war auch im Kalendarium des „Landwirt“ angezeigt), ein Ereignis, das alle zwei Jahre eintritt und bei dem Erde – Sonne – Mars nahezu eine gerade Linie bilden (diesmal nur ungewöhnlich genau). Die Astrologen hatten diesem Tag in ihren Kalendern eine ganze Druckseite gewidmet, auf der sie Feuersbrünste, Eisenbahnunfälle, Überschwemmungen u. ä. voraussagten (von denen dann aber auch gar nichts eingetroffen ist), und ungenaue mündliche Weitergabe hatte das schließlich zum Weltuntergang aus den unmöglichsten Ursachen hinaufgesteigert. Die grotesken Szenen dieses Tages können leider nicht alle aufgeführt werden: die Straßenbahn machte ein schlechtes Geschäft, eine Majolikafirma saß ab Dienstbeginn im Luftschutzkeller, an den Stern- und Wetterwarten läutete bis nach Mittag ununterbrochen das Telefon und mußte die Gemüter beruhigen (man bedenke: Telefonbesitzer, die entrüstet wären, würde man sie nicht als vollkommen auf der Höhe der Zeit stehend ansehen). Eine Entschuldigung kann man allerdings für die beunruhigten Gemüter anführen: der Sprecher eines süddeutschen Rundfunksenders hatte an diesem Vormittag gedanken- und kritiklos von dem bevorstehenden Weltuntergang geschwätzt und dabei die Frage des Eintreffens offen gelassen, und das mußte

natürlich bei vielen Hörern, für die Rundfunk und Tagespresse noch sehr ernst zu nehmende Einrichtungen sind, die Unsicherheit verstärken. Im folgenden sollen einige Züge der Astrologie beleuchtet werden.

Der eine Teil der Astrologen – der bei weitem größte – sind die gerissenen Geschäftsmacher. Ihre Vorträge und Schriften enthalten bei näherem Hinsehen die gleichen Elemente, mit denen eine erfolgreiche politische Propaganda arbeitet. Da wird behauptet, gewisse umwälzende Ereignisse im Völkerleben seien



schon Jahre vorher von ihnen vorausgesagt worden (der Einzelne kann das im allgemeinen nicht nachprüfen), jedoch verschwiegen, was an Voraussagen nicht eingetroffen und an gleichermaßen umwälzenden Ereignissen nicht prophezeit worden ist; es wird Hörern und Lesern eine im ganzen noch tröstliche Zukunft in Aussicht gestellt (man muß ja einem daseinsfreudehungrigen Publikum etwas bieten – wie in einer Wahlrede); es werden wie in

der Politik große Worte gemacht, die einen Rausch erzeugen, der dann das Fragwürdige der Grundlagen und die Schiefe der ganzen Schau gar nicht mehr sehen läßt. Für uns, die erlebt, haben, wie fast jeder einer geschickten wortreichen Propaganda erliegt, ist deshalb der Zulauf zu den Astrologen kein Wunder. Auch die angebliche Treffsicherheit der Horoskope hat nichts Wunderbares an sich. Einmal sind die Voraussagen so allgemein gehalten, daß sich alles mögliche darin unterbringen läßt (es wird ja nie prophezeit: Sie lassen in dieser Woche im Kino ihre Handtasche liegen, oder es wird Ihnen beim Überschreiten der Zonengrenze die Uhr abgeknöpft, sondern Sie müssen sich im nächsten Halbjahr vor Verlusten hüten; wer muß das nicht?), zum andern ist das menschliche Leben so vielgestaltig, daß es keine Mühe kostet, ein Ereignis zu finden, welches auf die Vorhersage paßt. Das ist das ganze Geheimnis der angeblichen Treffsicherheit. Hinzu kommt noch, daß jede Voraussage den betreffenden Menschen irgendwie suggestiv beeinflusst; genau so wie der Abergläubische, dem eine schwarze Katze von der unheilbringenden Seite über den Weg läuft, dann im Büro das Tintenfaß umwirft oder seinen Vorgesetzten beinahe umrennt, weil er mit dem Glauben an das bevorstehende Unglück auch sogleich die zugehörige seelische Verfassung erworben hat. Schon wenn man einem anderen irgend etwas genügend weit Gehaltenes an Prophezeiungen zusammenphantasiert, wird sich die Hälfte davon als vermeintliche Treffer erweisen; alles wird nie falsch sein, denn sonst brauchte man nur, wenn man das einmal weiß, alle Vorhersagen ins Gegenteil zu verkehren und hätte lauter Treffer. In Bezug auf ihre Treffsicherheit besteht kein Unterschied zwischen Astrologie und Kartenlegerei, nur der äußere Rahmen ist verschieden.

Die andere Gruppe bilden die wirklich Sterngläubigen, die zur Verbreitung ihrer Überzeugung vielfach auch finanzielle Opfer bringen. Hier kann nur ein größerer wissenschaftlicher Horizont helfen, aber auch nicht zwingend. Die Astrologie ist vor etwa 4000 Jahren entstanden, als der Mensch sich noch Mittelpunkt und Ziel der Schöpfung glaubte und in einem ganz anderen Verhältnis zur umgebenden Natur, insbesondere einer starken Abhängigkeit von ihr, stand. Daß diese Menschen, nachdem sie die Bewegungen von Sonne, Mond und Planeten am Himmel festgestellt hatten, eine ähnliche Wechselbeziehung annahmen, wie sie sie bereits zu an-

deren Gegenständen und Erscheinungen in der Natur hatten, ist fast selbstverständlich. Seit dieser Zeit ist das astrologische System bereits fertig und hat sich bis zum heutigen Tag nicht mehr wesentlich verändert (es stimmen deshalb auch heute die Tierkreiszeichen nicht mehr mit den entsprechenden Sternbildern überein). Keines unsrer Naturgesetze war damals bekannt, aber die alten Regeln der damaligen Astrologie werden heute noch geglaubt. Sie sind damals nicht auf ihre Bewährung an der Wirklichkeit geprüft worden — es gab damals noch keine exakte Naturwissenschaft in unserem Sinne — und auch heute noch nicht. Noch kein Astrologe hat seine Regeln an den genau bekannten Lebensläufen von einigen hunderttausend Menschen geprüft und so ihren Wahrheitsgehalt erwiesen. Eine solche Statistik wäre dafür der wissenschaftlich einwandfreie Weg. Ihr Ergebnis ist von vornherein vorauszusagen: wenn man 100 000 Ehen hernähme und sie in zwei Gruppen einteilen würde, je nachdem die beiden Partner ihrem Geburtsmonat nach astrologisch zueinander passen oder nicht, so würde man feststellen, daß in jeder der zwei Gruppen die Hälfte davon glücklich, die andere Hälfte unglücklich verlaufen wäre. Eine solche Statistik bleiben uns die Astrologen noch immer schuldig, und sie wissen warum oder haben die nötige wissenschaftliche Disziplin nicht. Ein Astrologiegläubiger ist natürlich, wie jeder Sektierer und politische Zelot, auch durch Tatsachen nicht zu belehren, damit muß man sich abfinden. Als Beispiel sei ein Astrologe angeführt, der unter finanziellen Opfern an wissenschaftliche Institute Schriften verschickt, in denen er nachzuweisen sucht, daß große Klimakatastrophen durch besondere Planetenstellungen bedingt seien. Diesem Mann wurde von einem Meteorologen ein Datum genannt, an dem eine Unwetterkatastrophe stattgefunden hätte, mit der Bitte, nachzuprüfen, ob zu dieser Zeit eine besondere Planetenkonstellation nachzuweisen wäre. Und tatsächlich findet der Mann eine solche. Anschließend wurde ihm von dem Meteorologen mitgeteilt, in Wirklichkeit wäre an diesem Tag überhaupt nichts passiert, und das Unwetter hätte sich zu einer ganz anderen Zeit ereignet. Trotzdem der Astrologe so schwer hereingelegt worden ist, hält er an seiner Überzeugung fest.

Es wird behauptet, die Wissenschaft lehne die Astrologie ab, weil sie nicht in ihr System passe. In Wirklichkeit wird keine Entdeckung abgelehnt, von welcher Seite sie auch komme,

wenn sie durch Zahlen und saubere Beobachtungen einwandfrei gesichert ist. Es wird von jedem, der Wissenschaft treibt, eine strenge geistige Zucht verlangt, die sofort jede Hypothese über Bord wirft, wenn Erscheinungen bekannt werden, die mit ihr nicht vereinbar sind. Für Leute mit irgendwelchen phantastischen Ideen (Weltelehre, Hohlwelttheorie und anderem Unsinn), die die Natur vergewaltigen, um sie in ihr Gedankengebäude zu pressen, und den großen Rest, der nicht hinein paßt, einfach übersehen, ist allerdings kein Platz. Dieser geistigen Disziplin und Höherentwicklung der menschlichen Denkfähigkeit sind allein die Erfolge unserer heutigen Landwirtschaft, Technik und Medizin zu danken, und kein Astrologe oder Weltsysteme erfindender Ingenieur hat hierzu auch nur das Geringste beigetragen. Diese zunächst unverständliche Haltung der Wissenschaft gegenüber ist ein Merkmal der Primitivität des heutigen Massenmenschen, wie er sich auf allen Bildungsstufen findet (siehe den oben erwähnten Telefonbesitzer und Rundfunksprecher). Dieser Mensch sieht sich umgeben von lauter Dingen, die ihm das Leben so sehr bequem machen, wie Eisenbahn, Telefon, Rundfunk, schmerzbesitzigende Injektion, die ihm in den Schoß gelegt werden wie dem verwöhnten Kind die Spielsachen, und macht sich nicht die geringsten Gedanken darüber, was an geistiger Arbeit und Zucht nötig ist, ihm all diese Dinge zu erhalten. So benimmt er sich, umgeben von höchster Kultur, wie ein Mensch aus dem Urwald: im Besitz von Telefon und Auto lächelt er großspurig über den Wunderglauben der Primitiven — und fällt auf den astrologischen Unfug herein.

Die Wissenschaft weiß sehr wohl und genau, daß von den Himmelskörpern Kräfte und Wirkungen ausgehen, die auch für den Menschen Einfluß haben; allerdings kommen diese Wirkungen von wo anders her und sind anderer Art, als die Astrologie behauptet. Die Anziehungskraft des Mondes bewirkt auf der Erde die Erscheinungen von Ebbe und Flut; verschiedene Menschen reagieren sehr empfindlich auf bestimmte Wetterlagen; die Periode der Sonnenfleckenhäufigkeit zeigt sich im Wachstum der Bäume; von der Sonne werden besonders bei reger Fleckentätigkeit elektrische Teilchen weggeschleudert, die bei uns Nordlichter erzeugen, den sonst so verlässlichen Kompaß ablenken und den Empfang der Radiowellen stören; aus der Tiefe des Weltenraums kommt eine besonders durchdringende Strahlung zu uns, deren Beschaffenheit

genau, deren Ursprung jedoch noch nicht sicher bekannt ist. Alle diese Einflüsse wirken auf den Menschen, da er selbst ein Stück Natur ist; nur wissen wir im einzelnen noch nicht wie. Aber ganz genau wissen wir, daß unsre Friedfertigkeit oder Streitsucht, der Verlust unsrer Brieftasche, die Treulosigkeit unsrer Geliebten und der Beinbruch unsrer Großmutter auf dem Glatteis nicht von lächerlichen Planetenstellungen herrühren.

Es wird nicht erwartet, einen Sterngläubigen damit bekehrt zu haben — das ist bekanntlich auch beim verstiegensten Sektierer nicht möglich; aber es könnte erreicht werden, daß sich die grotesken und beschämenden Vorgänge vom 17. März 1949 nicht wiederholen. Diese können nämlich nicht mit der Panikstimmung im Jahre 1910 verglichen werden, wo die Erde möglicherweise den Schweif des Halleyschen Kometen hätte passieren können; denn damals wußte man noch nichts über die physikalische und chemische Beschaffenheit der Kometen und ihres Schweifes, so daß da eine Panik schon eher berechtigt war.

Den Lehrern

Der laute erst und dann der Worte Bild
Erkennen und bei ihrem Namen nennen
Und mit dem Griffel sie dann formen können,
Solch' Sehnen hat der Lehrer uns gestillt.

Was aus dem Hirn und aus dem Herzen quillt,
Des Denkens Kühle, der Gefühle Brennen,
Der Sprache Gleichmaß und ihr wildes Kennen
Durch seine Kunst die Dauerform erhielt.

Des Wortes Schrift in Zügen und in Lettern
Hat der Gedankenheere Flut und Flucht
Gebannt in Bänden und auf losen Blättern.

So trösten sie dem Wandel und den Wettern,
Die sie im Lauf der Zeiten heimgesucht.
Und doch, wer dankt den Lehrern, den
Errettern?

Eduard Füller.

Das Echo

Ein Fremder saß im Gasthaus und bespöttelte
Land und Leute des Dorfes. Zum Wirt gewandt,
näselt er: „Sie müssen mir doch recht geben: die
Dummheit stirbt in diesem Ort nie aus!“ „Leider
nein“, entgegnet der selber aus dem Dorf stam-
mende Gasthausbesitzer, „es kommen immer wie
der Fremde hierher!“



Vom richtigen Haltbarmachen



Von Frau Erna Manz in Waldshut

Will ich Ihnen vom richtigen Haltbarmachen erzählen, so sehen Sie bestimmt die kurze Zeit vor sich, die man zu dieser so verantwortungsvollen Arbeit zur Verfügung hat. Muß es nicht immer rasch gehen, wenn man z. B. während der Kirschen-ernte noch ins Heu fahren soll, oder die Essiggürkchen sind erntebereit, anderntags vielleicht schon wieder zu groß, und doch läßt einem die Hackarbeit bei den Feldfrüchten kaum Zeit, dieser, von den Männern nur als „Füddesärbet“ angesehenen Notwendigkeit nachzukommen. Freilich, wenn dann, um bei den Essiggürkchen zu bleiben, diese im Verlauf des Sommers noch gar weich werden, dann sind wir „Wieber“ zur Unfähigkeit gestempelt, dabei soll dies alles während der üblichen Feierabendszeit geleistet werden.

Wie beneiden uns die städtischen Frauen um unser immer frisch geerntetes Obst und Gemüse, so daß ein Fehlschlag beim Haltbarmachen gar nicht vorkommen kann. Ja, das sieht sich von außen so herrlich an. Nicht jeder Bäuerin sind verständnisvolle Töchter oder ebenso weibliches Hilfspersonal beschert, die mit Liebe und Freude noch im jugendlichen Schwung an die Vorratshaltung gehen und vielleicht auch schon durch derlei Kurse geschult sind. Viele, ich möchte beinahe behaupten, die meisten Landfrauen müssen sich hierzu gerade die Zeit stehlen oder, wie oben erwähnt, die Nacht zum Tage machen. Ist das „Mannevolk“ traditionsgemäß doch immer gegen Hausarbeit, ich meine damit die Frauenarbeit im Hause, mag sie heißen, wie sie will. Zunächst kommt das Feld, Hof, Stall und Scheune, allenfalls am frühen Morgen neben der Kocherei oder am Abend, wenn der Bauer schon das Bänkchen vor dem Hause drückt, die Gartenarbeit.

Verständnis für Haltbarmachung, ihre Vorarbeiten und genaues Sterilisieren oder Einkochen, das muß man sich schwer abringen. Und nun, liebe Landfrauen, wollen wir uns überlegen, wie wir, um allem gerecht zu werden, uns ganz geschickt zwischen all' den Widerwärtigkeiten und nicht zuletzt, um auch

unsere Nachtruhe nicht einbüßen zu müssen, hindurchschlängeln.

Sei es Obst, Gemüse oder Fleisch, auf dem haltbarsten und raschesten Wege wird es verwertet. All' die umständlichen Rezepte, wie z. B. Überbacken oder Überkrusten von Marmelade wegen Zuckermangel und dgl., überlassen wir der Stadtfrau, die dazu mehr Geduld und Zeit aufwenden kann. Nicht daß wir mehr Zucker hätten, oh nein! Doch schön knusprig gebratene „Herdäpfel“ erfreuen ganz besonders die älteren Semester, ebenso wie den jüngeren sterilisierte Marmelade, mit einer Idee Zucker überstreut, zum bekömmlichen „Burebrot“ mundet. Und wie das gemacht wird? Ganz einfach, am hellichten Tage dürfen wir es ja doch nicht machen. So werden am Abend bei guter Laune alle zum Kirschen-, Zwetschgen-, Mirabellen-entsteinen angespannt. So, das genügt restlos für den Abend. Am andern Morgen wird die entsteinte Masse durch den Fleischwolf gedreht und der so entstandene Fruchtbrei ohne Zucker auf dem Herdfeuer etwas eingedickt, denn Gläser und Dosen wollen wir, obwohl diese eher wieder zu bekommen sind, unserer sauer erarbeiteten DMark zuliebe, etwas einsparen. Jetzt wird eingefüllt, Dose oder Glas verschlossen und sterilisiert. Gläser 30 Minuten auf 98 Grad, Dosen 30 Minuten auf 100 Grad. Ein für allemal ist nun das Glas zu und keine lästige Schimmelbildung plagt uns. Wenn es sich machen läßt, verwenden wir kleinere, ich meine $\frac{3}{4}$ oder 1 Liter Gläser oder bei Dosen solche, die für Fleisch und Wurst zu klein sind. Sie werden staunen, wie herrlich diese Marmelade, vor allem nach Frucht und nicht nur nach Zucker schmeckt. Für den Winter, wo wir dann mehr Zeit haben, können wir immer noch so zwischenrein 1 Gläsle mit Zucker aufkochen, so wie früher. Auch mischen kann man je nach Geschmack. Wir Frauen sind ja das ganze Jahr über erfinderisch, auch wenn wir selten ein Lob einstecken. Wird nicht gemeckert, so nehmen wir zu unserer Freude an, daß die Herren der Schöpfung zufrieden sind.



Aufn.: E. v. Pagenhardt, Baden-Baden

Mädchen mit „Kräuterbuschel“ (zu Mariä Himmelfahrt) aus der Gegend von St. Märgen

Die feineren Früchte, wie Erdbeeren, Himbeeren, Johannis- und Brombeeren füllen wir schön gesäubert gleich in die Gläser bzw. Dosen, streuen je nach Vorrat etwas Zucker darüber und sterilisieren meist 20–35 Minuten, bei Gläsern auf 80 Grad, bei Dosen auf 100 Grad, nach den bekannten Dosenvorschriften, denn so modern sind wir ja, daß wir uns im eigenen Interesse immer wieder mal ein neues „Weck“-Büchlein oder eine neue Dosenvorschrift kaufen. Das so im eigenen Fruchtsaft entstandene Kompott ist doch bestimmt eine Kostbarkeit, die abwechslungsreiche und vitaminhaltige Kost bietet. Für besonders schöne und süße Birnen nehmen wir uns noch die Zeit zum schälen, dann in Glas oder Dose setzen und mit kaltem, natürlich ungesüßtem Wasser übergießen, 30 Minuten bei 90 Grad in Gläser und 20 Minuten bei 100 Grad in Dosen sterilisieren. Den übrigen Birnenanfall, auch Äpfel und hier besonders die angefallenen, süßen „Grafensteiner“ werden „gestückelt“ und nach dem Brotbacken, wie es schon Mutter machte, gedörst. Für Apfelsmus ersparen wir uns ebenso die Gläsermühe. Beim Obstsortieren, Sommer oder Winter, gibt es immer welches, das wir abends auf dem Bänkle vor oder hinter dem Haus bzw. auf der „Chunst“ ausschneiden und anderntags frisch dünsten.

Bei den Quitten können wir es uns allerdings nicht verkneifen, so ein paar Gläsle Gelee zu kochen, sind wir doch nicht umsonst bei den anderen Früchten sparsam mit dem Zucker umgegangen, nicht wahr?

Und jetzt noch ein paar Kniffe. Wissen Sie, daß man Sterilisiergläser nicht nur 4- oder 6-stückweise im Behälter sterilisiert, sondern so viele Gläser einfüllt, als im Topf Platz haben? Dazu legen wir einen Kuchendraht in den Sterilisiertopf. Die größeren Gläser kommen zuerst hinein und die kleineren werden nacheinander darauf gesetzt. Es werden hierzu nur Flachbügel verwendet. Jetzt aber, was wichtig ist, das Wasser bis 2 Finger breit unter das oberste Glas geben, Deckel darauf, Thermometer rein und sterilisiert. Bei verschiedenen Obstsorten stellt man die Gläser mit längster Sterilisierdauer zu unterst, die mit kurzer oben darauf. Ist das nicht fein? Bei größerem Haushalt muß sogar der Wäschekessel erhalten. Als Einsatz muß einer der „Mannsleut“ ein Holzröstle basteln, da hilft kein Gebrummel, sind sie es doch, die am meisten schlecken, wenn ein Glas aufgemacht wird. Am Deckel lassen wir uns für das Thermometer ein Loch anbringen, das nach

Gebrauch mit einem Korken wieder verschlossen wird.

Bis jetzt geht alles gut, denken Sie, doch wie die heißen Gläser nach beendeter Sterilisierzeit herausbekommen? Nur nicht so zimperlich und ängstlich. Mit einem starken Schaumlöffel oder mit der altbewährten Dosenzange geht das ganz schön. Die linke Hand hilft, bewaffnet mit einem Tuch, etwas nach. Die Untugend des Gläsererkaltenlassens im Sterilisierpotf haben wir doch, neuzeitlich, wie wir sind, abgelegt. Was evtl. zum Mißerfolg führen kann, sind Beschädigungen an Glas-, Deckel, Dosenrand und Gummiring. Da hilft unser Zeigefinger nach. Naß wird vor dem Einfüllen darüber gefahren und jede Beschädigung fühlen wir sofort. Bei den Ringen machen wir jetzt mal Razzia, weg mit dem rissigen und verzogenen Zeug. Diese Neuanschaffung lohnt sich und da fragen wir noch nicht einmal den Herrn des Hauses, der doch nur das Gesicht verzieht, als ob's um eine neue Güllenpumpe ginge. Daß wir Glas oder Dosenrand naß lassen oder naß abreiben, erleichtert und sichert die Haltbarmachung. Die Verwendung von Zuckerlösung oder gar Eiweiß zum Verkleben der Ringe und Deckel scheidet vollkommen aus. Erstens gibt dies Scheinverschlüsse, die nur kurze Zeit halten, zweitens muß uns Zeit und Material hierzu viel zu kostbar sein. Bei ganz guter Stimmung, gleich im Herbst, wenn das erste Obstgeld einläuft, lassen wir uns eine Dosenverschließmaschine schenken, dann geht alles nochmal so rasch.

Das Gemüse wollen wir nur flüchtig streifen, das dazugehörige Fleisch ist den „Mannsleut“ weit lieber.

Wir Bäuerinnen verlegen uns bei den Kohlsorten auf's Überwintern entweder im günstigen Keller oder im Boden des Hausgartens. Sauerkraut, Salz- und gedörst Bohnen regieren meist die Winterküche am Alltag. So müssen wir uns nur noch um das Sonntagsgemüse kümmern und dazu zählen wir Blumenkohl, ganz zarte Bohnen, die zu schade zum Dörren sind, Erbsle und die umstrittenen Essiggürkle. Tomatenmark und -Salat dürfen oder müssen wir an einem Regentag verkraften, darüber sind unsere männlichen Tischgenossen nicht so sehr begeistert, und das Verständnis für diese Arbeit geht ihnen somit ab. Die Vorarbeiten zum Blumenkohl und den Bohnen werden natürlich auch am Abend zuvor geleistet. Ersterer wird in Röschen zerlegt und in Essig- oder Salzwasser gelegt. Die selbstverständlich fadenlosen Bohnen werden

anschließend geputzt. Da wir so ganz ohne Gülle im Garten doch nicht auskommen können, ist es doch besser, die beiden Gemüse sowie Erbsen etwas abzuwellen und kalt abzuschrecken, dann aber rasch einfüllen und Dosen wie Gläser 100 Minuten auf 98 bzw. 100 Grad erhitzen. Vielleicht darf ich noch verraten, daß man bei Gemüse als Aufguß immer frisches Leitungswasser verwendet. Und damit es sich auch lohnt, den Waschkessel oder Futterdämpfer anzuheizen, nehmen wir gleich ein paar Essiggurken dazu. Den Verdruß um die im Steintopf weichgewordenen Gurken wollen wir uns endgültig ersparen, ebenso das tagelange Übergießen mit gekochtem Essig. Nur das sicherste und rascheste Rezept kann uns imponieren. Dazu werden die Gürkle naß abgebürstet, mit Gurgengewürz in Glas oder Dose gefüllt, eine Lösung von halb Wasser, Essig und etwas Salz darüber gegeben und 20 Minuten bei Dosen auf 100 Grad, bei Gläsern 30 Minuten auf 75 Grad, erhitzt. Ist das nicht einfach, dazu so wohlschmeckend und kernig, daß wir bestimmt bei den „Mannsleut“ einen Stein im Brett haben. Auch hier wählen wir nur die kleinsten Dosen und Gläser, wollen wir doch immer wieder mit Frischem aufwarten können.

Sämtliches vitaminhaltiges Obst und Gemüse in Ehren, doch duftet nach Fleisch im Hause, erhellt sich das griesgrämigste Gesicht. Leider sind wir noch nicht soweit, daß, wenn das letzte Stückle Rauchfleisch im Kamin hängt, schon der nächste grunzende Vierbeiner sein Leben lassen muß. Auch das Frischwurstkaufen läßt uns noch im Stich, so daß wir schon noch mächtig einteilen müssen.

So ein Schlachttag wird im Allgemeinen als Festtag angesehen, denn er beginnt bei den Genießenden mit Schnaps — von wegen der Verdauung — und endet, zwischen überfettetem Kesselfleisch mit Salz und Pfeffer, dampfenden Leber- und Blutwürsten, wieder mit Schnaps. Uns Frauen brummt dabei meistens der Kopf, denn hinten und vornen sollen wir sein und für richtige Einteilung tragen wir die Verantwortung. So gleich zu Anfang wollen die Männer vor dem Metzger den „Meister“ zeigen und Befehlstöne wie: „Hol sel Becke“ oder „Rühr schneller, daß s'Blut net grinnt“, „Bring e subers Handtuch“, schallen über den Hof. Doch nach dem „Znüni-Esse“ werden sie merklich kleiner und dank unserer Selbständigkeit meistern wir dann den Schlachttag. Einzig dem Metzger müssen wir es noch „gut angeben“, damit er ein helles Ohr für unsere

Wünsche zwecks Einteilung von Speck, Roll- oder ganze Schinken, Bratfleisch und Würste hat.

Die Vorarbeiten haben wir am Abend zuvor schon geleistet, Zwiebel, Knoblauch, Gewürz, Dosen, Gläser und Gummiringe sind auch gerichtet, „d'Wurstgelte“ und der Beizezuber rinnen nicht, sind also intakt. Auch „Spaget“ ist vorhanden.

Für die Verwertung von Fleisch und Wurst will ich Ihnen nun noch rasch ein paar Winke geben. Ob Fleisch oder Wurst, müssen Sie alles 110 Minuten lang, ob Glas oder Dose, wenn Sie sicher gehen wollen, schwach kochen. Bratenfleisch wird immer rasch angebraten, sowie heiß eingefüllt. Kommt der Braten in Gläser, wird die entstandene Sauce nicht verdünnt, 3 fingerhoch genügt schon im Glas, will man doch Braten und nicht Kochfleisch. Bei Gebrauch kann man immer noch verdünnen. Bei Dosen wird mit Sauce vollgefüllt und erhitzt, dann sofort abgekühlt, d. h. in kaltes, möglichst fließendes Wasser geben, um Nachkochen zu vermeiden.

Wissen Sie schon, daß Ripple, leicht angeräuchert, mit klarem Wasser übergossen, direkt herrlich in Glas oder Dose schmecken? Dasselbe gilt für Rollschinken, und man ist auch von den lästigen Madenwürmchen ein für allemal befreit. Auch ist der Schinken schon weich, ohne daß er zuvor eingeweicht und etliche Stunden ausgekocht wurde. Wir Frauen müssen uns da einfach durchsetzen. Weg mit den ausgedörrten, trockenen und faserigen Schinken. Ja, die Vorderschinken lasse ich mir noch gefallen, haben sie sowieso viel Knochen, doch die beiden Hinterschinken wandern ausgebeint, gerollt und geräuchert in 2-Litergläser. Auch hier höchstens das klare Wasser halb voll einfüllen.

Bei der Wurst müssen wir den Mann stellen. Nur zu gerne sprechen die „Mannevolker“ für viel Dauerwurst und Schübling. Wir dagegen sind für Leber-, Schwarz-, Bratwurst und Schwartenmagen in Glas und Dose. Viel, viel länger sind sie dort haltbar, d. h., stehen unter unserer Kontrolle. So ein Kranz Dauerwürste oder Schüblinge in der Rauchkammer sind auch verführerisch. Wenn man sich den ganzen Tag draußen schinden muß, kann man einfach nicht daran vorbeikommen, bis sie eben weg sind. Hier ziehe ich das Einmachen in Dosen vor. Doch, bitte, ganz eben voll machen und keinen luftleeren Raum lassen, sonst entstehen Löcher in der Wurst. Gläser dagegen nur $\frac{2}{3}$ vollfüllen. Beim Erhitzen steigt der Inhalt und kommt gerne zwischen

Ring und Deckel, was den Verschuß gefährdet. Für Feinschmecker probieren Sie es einmal mit Kalbsleber und Herz in der Dose. An einem Geburtstag des Bauern aufgemacht, gewinnen Sie direkt an Wert. Also rasch mit Zwiebeln anbraten, würzen, ohne Mehl ablöschen, einfüllen, 60 Minuten auf 100 Grad erhitzen. Herz wird ganz gebraten.

Um zusammenzufassen:

Gläser sofort nach dem Sterilisieren raus aus dem Topf, Dosen sogleich in kaltes Wasser. Am Schlachttag kann man sogar Wurstgläser und Dosen in einem Kessel kochen. Die Sterilisierzeit ist die gleiche. Ist das nicht bequem? Zunächst gibt man auf den Holzrost die Gläser, dann Dosen daraufstellen oder legen, wie am besten Platz ist. Für den restlichen Teil des Schweines machen wir eine Beize, was oftmals sogar Spezialarbeit der Männer ist.

Das ist nun nicht der erste, aber auch nicht der letzte Aufsatz über dieses Thema, doch ich glaube, ein Fünkchen brauchbare Wahrheit und Praxis läßt sich immer finden. Wir Landfrauen heißen die zeitsparende Arbeitserleichterung auch bei der Haltbarmachung nur willkommen. Doch Einsicht und gewecktes Interesse bei der Männerwelt dürfte oder muß

sogar vorhanden sein. Mit vereinten Kräften wollen wir den Hof bewirtschaften, doch auch vereint uns den Feierabend gestalten und dies ist wiederum nur möglich, wenn das große Aufgabengebiet der Frau im Tagesablauf seine Berechtigung und Wertschätzung findet.



Franz: „Wer hat denn euer Küchenfenster zerbrochen?“

Otto: „Mutter — aber Vater ist schuld, er hat sich gebückt.“

Dehaam is Dehaam

Dort, wu de erschte Sunnestrahl
Dich hott wach gekist,
Do wu der Mutter Zärtlichkeit
Die erste Daage dir versiebt,
Do wu du gelebt in deiner Kindheit Traam,
Dort is dei Heimat, do bischt du dehaam.
Dohi zieht's mit Allgewalt
Dich immer widder fort,
Du kannscht im Lewe nit vergesse
Den lieve traute Ort.
Kummscht aus de Fremde du zurick,
Hoscht satt den fremde Kram,
Dann ruffst voll Seligkeit un Glick:
Dehaam is halt dehaam.
Un wann nor in die Stadt nei fährtst,
Gehst in die Ausstellung
Un dappst de lieve lange Dag
Uff'm Plaszter rum,
Dwends secht dann mied un lahm:
Ja dehaam is halt dehaam.

Un is mer drause in de Welt,
Hot alles, was mer will,
Un wann's aam noch so gut gefällt,
So is mer doch nit still.
Es bobbert, roppt un zoppt an aam,
Mer is sich nit im klare,
Uff aamol sitzt mer in de Bahn
Un duht halt haamwärts fahre.
Duhn in de Fern de Kercheturm
Un die Heimathäusle winte,
Do roppt's nemmeh un zoppt's nemmeh,
Alle Sorge duhn versinke,
Dann ruft mer freidig wie im Traam:
Ja dehaam is halt dehaam.
Un is de Mensch houch in de achtzig,
Am ganze Körper steif un lahm
Dann secht er: Liever Gott ich bitt' dich,
Nehm du mich doch jetzt zu dir haam.

Mandoll.

Betrachtung über ein



Aus dem Schatzkästlein von J. P. Hebel

Wenn der geneigte Leser ein Finkennest in die Hand nimmt und betrachtet's, was denkt er dazu? Getraut er sich, auch so eins zu stricken, und zwar mit dem Schnabel und mit den Füßen? Der Hausfreund glaubt's schwerlich. Ja, er will zugeben: Der Mensch vermag viel. Ein geschickter Künstler mit zwanzig feinen künstlichen Instrumenten kann nach viel mißlungenen Versuchen zuletzt etwas herausbringen, das einem Finkennest gleichsieht und alle, die es sehen, können es von einem wirklichen Nest, das der Vogel gebaut hat, nicht unterscheiden. Alsdann bildet sich der Künstler etwas ein und meint, jetzt sei er auch ein Fink. Guter Freund, dazu fehlt noch viel! Und wenn ein wahrer Fink, wie du jetzt auch einer zu sein glaubst, dazu käme und könnte dein Machwerk durchmustern, wie der Zunftherr ein Meisterstück, so würde er den Kopf ein wenig auf die linke Seite drücken und dich mit dem rechten Auge kurios ansehen, und so er menschlich mit dir reden könnte, würde er sagen: „Lieber Mann, das ist kein Finkennest! Ich mag's betrachten, wie ich will, so ist's gar kein Vogelnest. So einfältig und ungeschickt baut kein Vogel. Was gilt's, du Pfuscher, hast's selber gemacht?“ Das wird zu dem Künstler sagen der Fink.

Ebenso ist es mit einem verachteten Spinnengewebe. Der Mensch kann kein Spinnengewebe machen.

Ebenso ist es mit dem Gespinst, worein sich ein Raupenwurm sozusagen zu einem Karmeliter oder Franziskaner einkleidet, wenn sein Fasten und Reinigung angeht. Ein Mensch kann kein Raupengespinst machen.

Der Hausfreund will ein Wort mehr sagen: Alle Finkennester in der Welt sehen einander gleich, fast wie die Kirchen der Jesuiten, vom ersten im Paradies bis zum letzten im Frühling 1813. Keiner hat's vom andern gelernt. Jeder kann's selber. Die Mutter legt ihre Kunst

schon in das Ei. Ebenso alle Spinnengewebe, ein jedes nach seiner Art, ebenso jede Franziskanerkutte des Raupengeschlechts in seiner Art. Man weiß es wohl, aber man denkt nicht daran.

Noch ein Wort mehr: Das erste Nest eines Finken ist schon so künstlich wie sein letztes. Er lernt's nie besser! Ja, manches Tierlein braucht sein Gespinst nur einmal in seinem Leben und hat nicht viel Zeit dazu. Es wäre übel daran, wenn es zuerst eine ungeschickte Arbeit machen müßte und denken wollte: Für dieses Jahr ist's gut genug, über's Jahr mach' ich's besser.

Noch ein Wort mehr: Jedes Vogelnest ist ganz vollkommen und ohne Tadel. Nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu wenig daran und nicht zu viel, dauerhaft für den Zweck, wozu es da ist. In der ganzen Natur ist kein Lehrplatz, lauter Meisterstücke.

Aber der Mensch, was er zur Geschicklichkeit bringen soll, das muß er mit vieler Zeit und Mühe lernen, und bis er's kann, bekommt er manche Ohrfeige von dem Meister, der selber keiner ist. Denn kein menschliches Werk ist vollkommen. Hat der geneigte Leser noch nie eine Uhr gekauft, und wenn er meinte, jetzt geht sie am besten, so blieb sie stehen, oder ein paar Stiefel, einmal sind sie zu eng, ein andermal zu weit, oder in den ersten acht Tagen wird ein Absatz rebellisch und will desertieren.

Was sagt der geneigte Leser dazu? Also ist ein Mensch noch weniger als ein Fink? Nichts nutz.

Denn erstlich, nicht der Vogel baut sein Nest, und nicht das Würmlein bettet sein Schlafbett, sondern der ewige Schöpfer tut es durch seine unbegreifliche Allmacht und Weisheit, und der Vogel muß nur das Schnäbelein und die Füßlein und so zu sagen den Namen dazu hergeben. Deswegen kann auch jeder

Vogel nur einerlei Nest bauen, wie jeder Baum nur einerlei Blüten und Früchte bringt. Deswegen kann auch der Mensch kein Vogel-nest und keine Spinnengewebe nachmachen. Gottes Werke macht niemand nach.

Zweitens, wie der ewige Schöpfer an seinem Ort jedem genannten Geschöpf seine Wohnung bereitet, aber nicht alle auf gleiche Art, dem einen so, dem andern anders, wie es nach seinem Zwecke und Bedürfnis recht ist, also hat er dem Menschen etwas von seinem göttlichen Verstande lassen in die Seele träufeln, daß er ebenfalls nach seiner eigenen Überlegung für mancherlei Zwecke bauen und hantieren kann, wie er selber glaubt, daß es recht sei. Der Mensch kann ein Schilderhäuslein verfertigen, ein Waschhaus, eine Scheuer, ein Wohnhaus, einen Palast, eine Kirche, jedes nach anderer Weise, item eine Kirchenglocke, item eine Orgel mit 48 Registern, item einen Kalender, was auch etwas heißt. Ein Fink kann nicht zweierlei Nester bauen, er kann keinen Kalender schreiben, noch viel weniger drucken.

Drittens, hat der ewige Schöpfer den Menschen die Gnade verliehen, daß er in allen seinen Geschäften unten anfangen und sie durch eigenes Nachdenken, durch eigenen Fleiß und Übung bis nahe an die Vollkommenheit der göttlichen Werke selber hinbringen kann, wenn schon nie ganz. Das ist seine Ehre und sein Ruhm. „Kannst du den Vers“, sagte einmal der Hausfreund zu dem Büblein des Herrn Geigers:

„Gott, du hast der Freuden Fülle“ —?

Das Büblein fuhr fort:

„Denn dein Verstand ist Licht. Dein Wille ist Wahrheit und Gerechtigkeit.

Du liebest mit stets gleicher Stärke das Gute nur, und deine Werke sind Ordnung und Vollkommenheit, O, bilde mich nach dir. — —“

„Sieh Kind“, sagte der Hausfreund und kam sich selber fast vor wie ein Pfarrer in der Kinderlehre, so er doch keiner ist, und möschene Knöpfe auf dem Rock trägt. „Sieh“ sagte er, „das ist das schöne Ebenbild Gottes in seinem ganzen Gehalt, woran der Mensch sein Leben lang durch Nachdenken, nicht nur durch Lernen und Frömmigkeit, sondern auch durch Fleiß und Geschicklichkeit in seinem Berufe zu erwerben und zu erhasen hat“. „Gesetzt“ sagte er, „du lernst ein Handwerk oder wirst ein Schreiber oder Pfarrer, oder es kommt einmal an dich, statt deines Vaters den Kalender zu drucken, so sollst du dich ebenfalls bemühen, all' deinem Werk und Tun

das Siegel der Vollkommenheit zu geben, daß zuletzt kein anderer Mensch mehr das nämliche in seiner Art so gut machen kann als du. Du mußt nicht einen Jahrgang schön drucken, den andern schlecht; du mußt nicht an einem Sonntag gut predigen, am andern oben weg aus dem Ärmel. Denn Gott liebt mit stets gleicher Stärke des Guten nur. Alsdann wartet auch der Freuden Fülle auf dich. Dem Menschen kann keine reinere Freude werden als die Vollkommenheit seiner Werke, wenn jedermann gestehen und bekennen muß und er selber sagen oder denken kann, sie sind recht. Denn selbst die Fülle der göttlichen Freude kann nicht anders sein, als die Vollkommenheit seiner Werke“.

Da hielt das Büblein die Hände gegen den Himmel und sagte:

„O, bilde mich nach dir. —“

Aus einem solchen Kinde kann etwas werden.

Geh aus, mein Herz

Geh aus, mein Herz, und suche Freud
In dieser lieben Sommerzeit

An deines Gottes Gaben:

Schau an der schönen Gärten Zier,

Und siehe, wie sie mir und dir

Sich ausgeschmücket haben.

Die Glucke führt ihr Vöcklein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,

Das Schwälblein speist die Jungen;

Der schnelle Hirsch, das leichte Reh

Ist froh und kommt aus seiner Höh

In's tiefe Gras gesprungen.

Die unverdrossne Bienenschar
Fleugt hin und her, sucht hie und da

Ihr edle Honigspeise;

Des süßen Weinstocks starker Saft

Bringt täglich neue Stärk und Kraft

In seinem schwachen Reife.

Der Weizen wächst mit Gewalt,

Darüber jauchzet jung und alt

Und rühmt die große Güte

Des, der so überflüssig labt

Und mit so manchem Gut begabt

Das menschliche Gemüte.

Ich selbst kann und mag nicht ruhn,

Des großen Gottes großes Tun

Erweckt mir alle Sinnen:

Ich singe mit, wann alles singt,

Und lasse, was dem Höchsten klingt,

Aus meinem Herzen rinnen.

Paul Gerhardt.

Aufn.: E. v. Pagenhardt, Baden-Baden

Ein frischer Trunk

ß
n-
i.
n,
n
g
s
t
r-
s-
r
t.
e
-
n



-Baden
runk

Der Preußentoni

Der Preußentoni war Farrenwärter in seinem Heimatdorf. Anton war er getauft, Toni hatte man ihn schon in frühester Jugend gerufen. Zum Preußentoni haben ihn seine Landsleute erst viel später ernannt. Und zwar deshalb, weil er einmal auf der Walz als Schuhmacher ein paar Monate im Preußischen geschustert hatte. Da hatte er sich die „Preußische Sprache“ ganz leidlich angewöhnt. Nur in der Schnelligkeit blieb er weit hinter den „Echten“ zurück, da tat die schwere Zunge des Süddeutschen nicht mit. Den Pechdraht hatte er längst an den Nagel gehängt. Er trieb eine kleine, teils geerbte, teils erheiratete, größtenteils aber selbst zusammengesparte Landwirtschaft um und hatte daneben noch genügend Zeit und Muse übrig für den Farrenstall und dessen Wohlergehen. Er war der rechte Mann für dieses Amt: tierliebend, fleißig und genau und ehrlich.

Ortsbereisung war vom Bezirksamt ange- sagt. Der Herr Oberamtmann wollte kommen „das Gewehr visitieren“, wie man so sagt. Sicher kam er auch in den Farrenstall, denn für die Viehzucht hatte das Bezirksoberrhaupt großes Interesse. Also stürzte sich der Preußentoni in die Arbeit und bald sah der Farrenstall und sein Bewohner so geschleckt und sauber aus wie der Tanzsaal im Rappen, auf den der Rappenwirt ganz besonders stolz war. Jetzt konnte der Herr Oberamtmann vom Preußentoni aus kommen.

Und er kam auch und in den Farrenstall, in dem ihm die Sauberkeit von Vieh und Stall gleich angenehm ins Auge fiel. Nach einem rückhaltlosen Lob, das er dem Toni in dieser Richtung spendete, fragte er ihn, welcher Rasse der Farren sei.

„Simmentaler Kreuzigung, Herr Oberamtmann und selbst gezeugt, Herr Oberamtmann“, sprudelte der Preußentoni heraus. Mit Mühe konnte der Oberamtmann das Hinauslachen unterdrücken. Nur heiter lächelnd sagte er, mit erhobnem Finger winkend: „aber das dürfen Sie nicht wieder tun!“ und verabschiedete sich rasch.

Der Preußentoni aber hat sich noch lange den Kopf darüber zerbrochen, was eigentlich der Herr Oberamtmann gemeint habe. Erst später klärte ihn ein guter Bekannter, dem er sein Leid geklagt hat, auf, und da mußte auch der Preußentoni lachen.

W. W. K.

Dorfpolitiker



Altenteiler lieft mit Ruh
In der Landeszeitung;
Friedlich grasst die treue Kuh
Unter seiner Leitung.



Wenn sich zwei so einig sind
Und sich lange kennen,
Ach, wie kommt dann oft geschwind,
Einer, sie zu trennen.



Daß die Trennung möglichst kurz,
Die die zwei betroffen,
Daß nicht gar zu hart der Sturz
Nun, wir wollen's hoffen.

Arbeitsziele im badischen Qualitätstabakbau

von Dr. phil. Franz Meisner, Karlsruhe

Die trizonale Tabakwirtschaft steht wie der gewerbliche Qualitätstabakbau in der Trizone seit dem furchtbaren Zusammenbruch im Frühjahr 1945 in einer gewissen Krise, aus der sich seit Herbst 1948 — besonders nach der Währungsreform — der neue Weg in eine bessere, wenn auch nicht leichte Zukunft klar und hoffnungsvoll erkennen läßt. Für die gesamte trizonale Tabakwirtschaft, einschließlich des gewerblichen Tabakbaues, liegt diese Zukunft einzig und allein in der Verwirklichung des Wortes „Qualitätsleistung“ — ohne die das große Ziel der Wiedererstehung einer leistungsfähigen, gesunden und florierenden Tabakwirtschaft niemals erreicht werden kann. Nicht nur dem gewerblichen Tabakbau, sondern auch dem Rohtabakhandel und der gesamten Tabakindustrie hat der unglückselige zweite Weltkrieg, vor allem die bitterschweren Jahre nach dem katastrophalen Zusammenbruch, tiefe Wunden geschlagen, die nur langsam heilen werden. Aber der Gesundungsprozeß kann sehr wesentlich beschleunigt und mit großer Nachhaltigkeit vorangetrieben werden, wenn alle daran beteiligten Personen sich klar und eindeutig zu einer echten und wahren Qualitätsleistung in ihrer Arbeit bekennen und nur diesem einen Ziel mit aller Kraft zustreben. Dies gilt nicht nur für den badischen gewerblichen Tabakbau, sondern auch für unsere gesamte landwirtschaftliche Produktion, da bekanntlich jede Qualitätsarbeit = Qualitätsleistung sich Kraft ihrer Güte durchsetzt, vorausgesetzt, daß die Erzeugung sich einem echten gegebenen Bedarf anpaßt. Dieser gegebene Bedarf muß durch eine einwandfreie Erzeugung von Qualitätsgütern weitgehendst aus eigener Kraft gedeckt werden. Das ehrene Gesetz von Nachfrage = Bedarf und Angebot wird wieder in voller Größe fordernd vor uns stehen und uns allen den Weg zeigen, den wir gehen müssen. Wir sind durch die gewaltigen Erschütterungen der letzten 10 Jahre ein armes Volk in einem armen Land geworden. Diese Armut diktiert uns vorerst das Maß und die Größe unseres Alltages, gleichzeitig aber auch das Ziel unserer Arbeit. Denn es dürfte einem jeden von uns klar sein, daß wir uns nur durch fleißige, ehrliche Quali-

tätsarbeit wieder aus dieser Armut herausarbeiten können. Nur harte Arbeit führt uns wieder empor, heraus aus Not und Elend, hinauf zu Sonne und Licht.

In dieser Erkenntnis liegt auch die Gegenwart und Zukunft unseres gewerblichen Tabakbaues, der aus der badischen Landwirtschaft nicht mehr wegzudenken ist. Für rd. 40 000 klein- und mittelbäuerliche Betriebe unserer engeren Heimat ist und bleibt der gewerbliche Qualitätstabakbau die Grundlage ihres bäuerlichen Daseins. Die meisten dieser 40 000 klein- und mittelbäuerlichen Betriebe wären ohne ihren Tabakbau überhaupt nicht recht lebensfähig und die bereits feststellbare Landflucht bekäme dann durch das Fehlen eines wirtschaftlichen Tabakbaues noch weiteren Auftrieb. Darum gilt es auch, daß sich unsere Tabakpflanzler unter allen Umständen darüber klar sein müssen, daß nur ein leistungsfähiger, echter Qualitätstabakbau die Erhaltung des Tabakbaues an sich rechtfertigt und daß ein Nachlassen in der Qualitätserzeugung gleichbedeutend mit einem Erliegen des Tabakbaues wäre.

Wir alle kennen noch die katastrophalen Verhältnisse im gewerblichen Tabakbau um die Jahrhundertwende, kennen die Zeiten, in welchen unsere Tabake mit RM 18,—, RM 20,— und RM 25,— je Ztr. verkauft werden mußten. Wir erinnern uns noch an das Maklerunwesen, an die unwürdigen Verkaufsmethoden in jenen Zeiten, wissen aber auch, daß in erster Linie die schlechten Qualitäten und das Fehlen einer zielklar arbeitenden Organisation Grund und Ursache all dieser schrecklichen Verhältnisse gewesen sind. Alle Versuche, den Niedergang des Tabakbaues aufzuhalten, waren in der Zeit von 1900—1924 erfolglos, da dem gewerblichen Tabakbau in jenen Zeiten eine Organisation fehlte, die in der Lage gewesen wäre, dies alles zu ändern. Erst durch die Gründung von Tabakbauvereinen, wie sie im Jahre 1925 durch die damalige Landwirtschaftskammer vorgenommen wurde, bahnte sich eine langsame Besserung der Verhältnisse an. Im Jahre 1927 konnten bereits 30 Qualitätstabakbauvereine mit rd. 1000 Pflanzern gezählt wer-

den. 1929 waren es 77 Vereine mit 2423 Tabakpflanzern, die eine Ernte von rd. 35 000 Ztr. im Werte von 1,6 Millionen Reichsmark auf Einschreibungen verkauften. Das Jahr 1929 war der Wendepunkt im badischen Tabakbau, und zwar der Wendepunkt für den Beginn einer besseren Zeit. Die im Winter 1929 erfolgte Gründung des Landesverbandes der badischen Tabakbauvereine e. V. — Sitz Karlsruhe legte den Grundstein für den Aufbau einer großen und zielklar arbeitenden Organisation, die im Jahre 1949 mit Dankbarkeit und Genugtuung auf ihr erfolgreiches 20jähriges Bestehen zurückblicken konnte. In diesen 20 Jahren hat der badische gewerbliche Tabakbau eine grundlegende Umwandlung durchgemacht, die den Beweis erbringt, daß durch eine zielklare und straffe Organisation beinahe Unmögliches zu erreichen ist. Entscheidend bei einer solchen Organisation ist der zielklare Aufbau von unten nach oben und daß alle die Maßnahmen, die zur Förderung des betreffenden Produktes aufgewendet werden, einer ständigen einwandfreien Kontrolle unterliegen und daß alle Beteiligte mit ehrlichem, treuem Herzen, mit voller Einsatzbereitschaft und eisernem Willen bei der Arbeit sind. Der Weg, den der gewerbliche Tabakbau aus dem wilden „Mengenanbau“ bis zur heutigen „Qualitätsleistung“ gehen mußte, war hart, steinig und dornenvoll und es hat oft des ganzen Einsatzes aller Beteiligten bedurft, um das Gebäude des Landesverbandes so zu festigen, daß es selbst schweren Stürmen standhalten konnte. Das Jahr 1949 hat aber für uns alle den überzeugenden Beweis gebracht, daß eine festgefügte, zielklar arbeitende Organisation selbst größte Stürme ohne große Erschütterungen übersteht. Wohl hat es nach dem Zusammenbruch im Frühjahr 1945 auch kurze Zeit im Gefüge dieser Organisation etwas geknistert, aber diese Schwankung wurde durch tatkräftigen Einsatz aller am gewerblichen Qualitätstabakbau interessierten Männer aufgefangen, und heute steht die Organisation der badischen Tabakbauvereine — ihr Landesverband — fest und unerschütterlich da und er wird seinen Weg in die Zukunft mit der gleichen Festigkeit und Treue weitergehen, wie er dies in den vergangenen 20 Jahren unter Beweis gestellt hat. Der Sinn und Zweck der Tabakbauvereine und seiner Spitze, des Landesverbandes, war und ist Qualitätsleistung — Qualitätsarbeit! Das muß auch für die nächsten 20 Jahre Ziel und

Richtung aller Arbeit sein. Daß dieser Weg der einzig richtige war, das beweisen die Erfolge des badischen Qualitätstabakbaues in den letzten Jahren, besonders in den Jahren nach dem Zusammenbruch.

Als erstes Arbeitsziel muß die weitere Festigung der Aufgaben im örtlichen Tabakbauverein und im Landesverband selbst angestrebt werden. Jeder einzelne Tabakbauverein muß in seinem örtlichen Tabakbauverein den Zusammenschluß sehen, den er braucht, um in den Stürmen der Zeit und Not den richtigen Halt zu finden. Sein Tabakbauverein muß ihm Hort der Zuversicht geben. Er selbst muß sich bedingungslos auf Qualitätserzeugung einstellen und alles tun, was zur Erreichung einwandfreier Qualitätstabake notwendig ist. Er muß die Anbau Richtlinien ehrlich und treu befolgen und darf nicht glauben, daß es auf seine Leistung nicht ankäme. Wenn er auch nur ein Glied seines örtlichen Tabakbauvereins ist, so wachsen dennoch aus den Gliedern der Tabakbauvereine jene Leistungen, die, im Landesverband zusammengefaßt, die erstrebten Erfolge zeitigen. Auf jeden einzelnen Tabakpflanzler kommt es an, daß er treu und ehrlich seine Pflicht erfüllt, mit seinem Tabakbauverein durch Dick und Dünn geht und dadurch dazu beiträgt, daß ein harmonisch gefügtes Ganzes die Last der Verantwortung, aber auch die Erfolge trägt. Denn ohne die in 20 Jahren bewährte Organisation der Tabakbauvereine und ihres Landesverbandes wären die erreichten Erfolge niemals zustande gekommen. Die Qualitätsarbeit und die Qualitätsleistung des einzelnen sind die Mauersteine, aus denen die Erfolge aufgebaut wurden und werden. Jeder einzelne Tabakpflanzler muß seine Pflicht tun und darf niemals glauben, daß ihn die anderen schon mitschleppen werden. Wer so denkt oder gar handelt, verdient nicht, daß er an den Erfolgen beteiligt wird. Der alte Schlachtruf: „Einigkeit macht stark“ darf nicht nur beim Verkauf der Ernte sich erst bewahrheiten, sondern er muß am Anfang unserer ersten Arbeit stehen und dann die Arbeit und unser Leben überdauern.

Das zweite Arbeitsziel des badischen Qualitätstabakbaues ist in der Vertiefung und Verbreiterung einer echten und wahren Qualitätsarbeit gegeben. Die Anbau Richtlinien sind jedem ein-

zelen Pflanze bekannt. Er hat sie gelernt und in den Jahren von 1936–1941 meisterhaft gehandhabt. Erst durch den unseligen Krieg und die verhängnisvolle Zeit nach dem Zusammenbruch ist manches von dem Gelernten in Vergessenheit geraten. Die Unklarheit der Verhältnisse, die Unsicherheit für den Arbeitserfolg, die allgemeine Müdigkeit und andere Dinge mehr, waren wohl die Veranlassung, daß manche Tabakpflanze es mit den goldenen Regeln des Qualitätstabakbaues nicht so ernst nahmen. Man hat da auch ein Auge zugedrückt, in dem Bewußtsein, daß über kurz oder lang, durch die Not der Zeit, doch wieder der alte, bewährte Weg gegangen werden muß. Die Währungsreform hat allen Ungläubigen wohl endgültig die Augen geöffnet und gezeigt, daß nur noch durch ernste, ehrliche Arbeit ein Vorwärtkommen möglich ist. Wir müssen uns eindeutig zu einer klaren, ehrlichen und sauberen Qualitätsarbeit zurückfinden und jeden Pfuscher oder gar Betrug bei der Erzeugung unserer Tabake peinlichst meiden. Denn letzten Endes betrügt man sich ja nur selbst! Seit Beginn des Marshall-Planes sind bereits 800 000 Ztr. ausländische Rohtabake in die Trizone gekommen und in jedem weiteren Marshall-Plan-Jahr werden etwa rund 1 Million Zentner Auslandstabake der deutschen Tabakwirtschaft zugänglich gemacht. Gegen diese Konkurrenz können wir uns nur dann behaupten, wenn wir in der Lage sind, Rohtabakhandel und Tabakindustrie einen wirklich echten und wertvollen Qualitätstabak anzubieten. Mit der Qualität der von uns gebauten Tabake steht und fällt der wirtschaftliche Preis und nicht zuletzt der Absatz.

Die Konkurrenz der Auslandstabake zwingt uns heute mehr denn je und erst recht in der Zukunft, mit zäher Verbissenheit unser Bestes zu leisten, weil nur bei echter Qualitätsleistung der Inlandsbau sich wirtschaftlich und erfolgreich behaupten kann. An sich bedrückt mich die Konkurrenz des Auslandes in einer Höhe von 800 000 bis 1 Million Zentner nicht im geringsten, zumal ja diese Tabakmengen ab 1. Juli 1952 mit durch Exportware verdienten Dollars gekauft werden müssen. Diese Dollar müssen erst durch Absatz deutscher Güter auf dem Weltmarkt verdient werden. Außerdem braucht die deutsche Tabakindustrie 5–600 000 Zentner inländischen Rohtabak, eine Menge, die im Laufe der Jahre in der Trizone er-

zeugt werden muß. Die Entwicklung mag gehen, wie sie will, inländische Qualitätstabake werden gebraucht, schon allein deswegen, weil sie der deutschen Wirtschaft wertvolle Devisen ersparen. Sie werden aber auch zu Beimischungszwecken dringend benötigt, da ohne Inlandstabak die Fabrikate zu schwer und zu kräftig für den Verbraucher werden. Und die Inlandsernte wird stets Absatz und gerechte Preise erzielen, wenn sie qualitativ wertvoll und einwandfrei ist. So sehe ich die Lage für den badischen und westdeutschen Qualitätstabakbau, und unsere Pflanze werden gut daran tun, wenn sie sich eindeutig und klar zum Qualitätstabakbau bekennen und darnach handeln.

Das dritte Arbeitsziel im badischen Qualitätstabakbau verlangt, daß wir uns in der Erzeugung der Qualitätstabake nach dem Bedarf des Rohtabakhandels und vor allem der Tabakverarbeitenden Industrie richten. Diese Maßnahme ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit, sie muß aber immer wieder betont werden, weil viele Pflanze glauben, daß Tabak gleich Tabak sei. Wir wissen, daß die Rauchtabakindustrie zur Herstellung des steuerbegünstigten Feinschnittes sowie der „schwarzen Zigarette“ eine Menge bis zu 250 000 Ztr. Inlandstabak benötigt, die von uns in bester, einwandfreier Beschaffenheit erzeugt und angeboten werden muß. Dazu müssen hellfarbige, süße, blattige, dünnrippige Tabake von uns erzeugt werden, die Kraft ihrer Güte und Brauchbarkeit einfach gekauft werden müssen. Wir wissen ferner, daß die Zigarren- und Stumpenindustrie allergrößten Bedarf an guten Um- und Deckblatt- sowie Einlagetabaken hat, da sie auf dem Weltmarkt bei weitem nicht die Mengen um- und deckblattfähiges Material kaufen kann, die sie benötigt. Dies kommt daher, daß auf dem Weltmarkt brauchbare Um- und Deckblatttabake knapp und recht teuer sind und außerdem die Hauptlieferanten Sumatra und Java noch wenig produzieren. Also werden sich unsere natürlichen Zigarrengutgebiete im Neckar- und Kraichgau, im Pfingzgau, im Bühlerthal, Hanauerland und Ried mit eindeutiger Klarheit der Erzeugung von deck- und umblattfähigen Tabaken zuwenden müssen, um durch sorgfältigsten Bau das Ziel zu erreichen versuchen.

Diese drei Arbeitsziele müssen jetzt und in Zukunft den Weg für den badischen Qualitätstabakbau bedeuten. Ihn zu gehen, und zwar unbeirrt aller sonstigen Einwände, ist Pflicht und Ehrensache eines jeden zünftigen Vereinspflanzers. Edle Tabake zu erzeugen, ist eine königliche

Kunst, die nur der beherrscht, der Meister seiner Kunst ist. Wie wir das Ziel, edle Qualitätstabake zu erzeugen, erreichen, weiß ein jeder Tabakpflanzler. Diesen Weg klar und ehrlich zu gehen, ist nicht nur seine Pflicht, sondern sein Glück.

Einigkeit erhält

Diplomlandwirt Ernst Streicher in Stuttgart

Alles Echte und Wahre ist leicht zu verstehen. Jeder aufgeschlossene Mensch kann sich auch daran begeistern. Wie jedermann aus eigener Erfahrung weiß, ist es aber zumeist doch sehr schwer, auch danach zu handeln, denn die Wahrheit ist uns Menschen oft wenig bequem. Daß Einigkeit stark macht, wissen auch unsere Bauern und Landwirte. Ihre Berufsvertretung und die Freunde der Landwirtschaft in Stadt und Land haben in den letzten 3 Jahren in Wort und Schrift darauf hingewiesen, warum sich die Landwirtschaft eine Zersplitterung, wie vor 1933, nicht mehr leisten kann. Wenn wir uns im Lande aber umsehen, müssen wir leider feststellen, daß wir da und dort auf dem besten Wege sind, im landwirtschaftlichen Organisationswesen des Guten zu viel zu tun. Die Geschichte von dem sterbenden Bauern, seinen 7 Söhnen und den 7 Stäben, die wohl in jedem Schullesebuch steht, trotzdem aber offenbar rasch vergessen wird, läßt sich ganz besonders auf unsere Landwirtschaft anwenden. Der alte Vater ist der Berufsstand als Ganzes, der gegenüber seiner Umwelt, in der Minderheit ist, und die 7 Söhne, die sich oft nicht einig werden, könnten die verschiedenen Zweige unserer Landwirtschaft sein. In der Geschichte verspricht der Vater demjenigen seiner Söhne 100 Taler, dem es gelingt, ein fest zusammengebundenes Bündel von 7 Holzstäben zu zerbrechen. Keinem gelingt es, so sehr sich die sieben auch nacheinander abmühen. Zuletzt halten sie die Aufgabe für unmöglich. Der Vater aber knüpft das Bündel auf und zerbricht leicht einen Stab nach dem andern vor ihren Augen.

Die Lehre aus dieser Geschichte sollte uns stets gegenwärtig sein, denn kein Berufsstand bedarf so sehr der Einigkeit, um gesund und am Leben bleiben zu können, wie der des

Bauern. Die Vereinzelung ist im Bauerntum nicht nur vom geistigen her gesehen, sondern ganz handgreiflich auch wirtschaftlich und räumlich besonders groß und erschwert jede organisatorische Zusammenfassung.

Um die wirtschaftspolitischen Interessen der Landwirtschaft mit wachsendem Erfolg wahrnehmen zu können, bei der Lösung technischer und wirtschaftlicher Aufgaben diesen eine bäuerliche Richtung zu geben, dazu bedarf es „der Eintracht Band“, all derer, die heute noch bäuerliche Menschen sind. Gott sei Dank gibt es diese da und dort auch noch in der Stadt, wenn wir auch manchmal Grund haben, anzunehmen, daß es deren immer weniger werden.

Was die Landwirtschaft im Laufe der nächsten Jahre an Unterstützung durch den Staat erwarten kann, läßt sich noch nicht übersehen. Es wird sicher gut sein, wenn sich die Landwirtschaft nicht auf die Hilfe anderer verläßt, so dankbar sie für jede Unterstützung bei ihrer schweren Aufgabe ist, sondern alle Kraft der Selbsthilfe weckt und nach einem guten Plan einsetzt. Bei genauerem Zusehen ist sie ja gar kein kleiner, schwacher Zwerg, der im Boden wühlt, sondern ein ganz kräftiger Bursche, der den Boden, unser aller höchstes Gut, Jahr für Jahr umbricht und ihm die Saat anvertraut. Der Bauer hat den Kampf gegen den Hunger nun schon seit Jahren geführt und wird ihn auch zu einem guten Ende bringen. Er wird die Saat mit viel Schweiß und Geldaufwendungen pflegen und darf nach allen Mühen auf eine gute Ernte hoffen.

Sich selbst und auch seiner Umwelt muß der Bauer aber immer wieder bewußt machen, daß der Wert dessen, was alljährlich an Nahrungsgütern in Feld und Stall erzeugt wird, in die Milliarden geht. Ohne diese Quelle, die so-

lange fließt, als der Bauer dem Boden treu bleibt, treu bleiben kann, würde das Antriebsrad unserer Wirtschaft, trotz ihrer vielen großen, kleinen und kleinsten Räder bald zum Stillstand kommen. Sollte es da nicht möglich sein, die wirtschaftspolitischen Interessen eines Berufsstandes, der solche Werte schafft, mit besserem Erfolg als bisher wahrzunehmen? Diese Frage ließe sich ohne weiteres mit ja beantworten, wenn jeder einzelne Bauer als Miterzeuger dieser hohen volkswirtschaftlichen Werte sich seiner Pflichten und seiner Rechte gegenüber seiner berufsständischen Organisation und deren Einrichtungen voll bewußt wäre.

Obwohl leider noch so mancher Bauer nach dem Grundsatz handelt: „Joggele, gang du voran“, umfaßt der Bauernverband Württemberg-Baden als berufsständische Organisation heute 57% aller landwirtschaftlichen Betriebe über 2 ha landwirtschaftlich genutzte Fläche. Auch die überwiegende Mehrzahl aller landwirtschaftlichen Fachverbände und Vereine sowie die landwirtschaftlichen Genossenschaften haben sich korporativ dem Bauernverband angeschlossen. Nach demokratischen Grundsätzen ist dieser also wohl berechtigt, sich zum Sprecher für die Landwirtschaft zu machen und nötigenfalls auch Verbindlichkeitserklärungen für den Berufsstand abzugeben. Dieses Recht wird heute ernstlich auch von keiner Stelle mehr bestritten.

Die Landwirtschaft wird in ihrer berufsständischen Organisation einschließlich den landwirtschaftlichen Genossenschaften alle Kräfte zusammenfassen und weiter entwickeln. Es müßte dann schon merkwürdig zugehen, wenn es ihr nicht bald gelingen würde, den Platz in der Gesamtwirtschaft einzunehmen, der ihr als Hauptstütze eines gesunden, d. h. stabilen Binnenmarktes zukommt.

Das vergangene Jahr war für den Bauernverband Württemberg-Baden das Jahr der Bewährung. Allein aus eigener Kraft hat er die Zeit der Währungsreform durchstehen und daneben fruchtbare Arbeit leisten müssen. Es ist ihm auch mit viel Mühe gelungen, auf den verschiedenen Gebieten dem landwirtschaftlichen Betrieb Erleichterungen zu schaffen. Die Preissichere konnte dahin gebracht werden, daß sie sich wieder verengt hat. Die Forderung der Landwirtschaft nach einem stabilen Preisgefüge auf der Grundlage der Gesteungskosten fand mehr und mehr in der Öffentlichkeit Anklang. Die Betriebe können sich wieder so ausrichten, wie dies ihrer Struktur und den besonderen Fähigkeiten des

Bewirtschafters entspricht. Die Hindernisse auf dem Weg zu einer wirtschaftlichen Veredelungswirtschaft wurden Stück für Stück beseitigt. Auch die Belastungen der Landwirtschaft konnten immer wieder zurückgeschraubt werden. Trotzdem sind sie noch zu hoch, um die volle Produktionskraft der Landwirtschaft rascher zur Entfaltung zu bringen. Hier bleibt im neuen Jahr noch viel zu tun übrig. Landwirtschaftseigene Kreditinstitute wurden wieder ins Leben gerufen, die helfen werden, die schwierigen nächsten Jahre der Geldverknappung leichter zu überwinden. Wer aber glaubt, der Verband müsse so arbeiten wie ein Automat, in den der berühmte Zehner oben eingeworfen wird und unten gleich die Ware herausspringt, die dann möglichst 50 Pf wert sein soll, der verlangt zuviel. Manche Bauern haben sich ihr ganzes Leben lang für die Interessen des Berufsstandes eingesetzt und arbeiten sowohl im Bauernverband als auch bei den landwirtschaftlichen Genossenschaften und in den Fachverbänden mit. Ihr Beispiel wird auch die junge Generation anspornen, die Flinte nicht ins Korn zu werfen, sondern anzupacken, um mit vereinten Kräften den Karren wieder, und wenn dies bei der Gesamtlage auch nur langsam möglich ist, aus dem Dreck zu ziehen.

Es ist klar, daß zwischen der berufsständischen Organisation und den landwirtschaftlichen Genossenschaften eine enge Verbindung besteht bis hinunter in die Kreise und Gemeinden. Die Genossenschaft weiß, daß sie ihren wirtschaftlichen Auftrag vom ganzen Berufsstand hat. Der Berufsstand ist sich darüber klar, daß er auf wirtschaftspolitischem Gebiet nur dann Erfolg erzielen kann, wenn seine Genossenschaften als verlängertes Arm jedes einzelnen Betriebs möglichst leistungsfähig gemacht werden.

In der Tagespresse wurde in letzter Zeit wiederholt darauf hingewiesen, die landwirtschaftlichen Genossenschaften müßten sich davor hüten, eine Monopolstellung anzustreben. Nach den Satzungen ist die Mitgliedschaft bei den landwirtschaftlichen Genossenschaften sowie beim Bauernverband freiwillig, sodaß allein schon aus diesem Grunde es nicht angebracht ist, den Selbsthilfeorganisationen der Landwirtschaft Monopolabsichten zu unterstellen. Die Warengenossenschaften stellen zudem nur einen kleinen Teil der Genossenschaftsaufgaben dar. Es ist weder bekannt noch würde der Berufsstand es billigen, wenn die Genossenschaften im Warengeschäft nach einer Monopolstellung streben würden. Nicht gegeneinander, sondern miteinander heißt die

Aufgabe, die allen Berufsständen gestellt ist. Dies schließt nicht aus, daß Unebenheiten, die sich besonders in Zeiten ergeben, wie wir sie durchschritten haben, möglichst rasch ausgebügelt werden. Zu diesen Unebenheiten gehört z. B., daß der Verteilungsapparat überbesetzt ist und zu große Selbstkosten hat. Wer da glaubt oder geglaubt hat, in 1 oder 2 Jahren in seinem Geschäft die Kriegsschäden und Vermögensverluste wieder ausgleichen zu können, wird bald erkennen müssen, daß er sich geirrt hat. Darüber hinaus hat er aber auch noch verantwortungslos gehandelt, denn er hat einen soliden Wiederaufbau der gesamten Wirtschaft, der einen Zeitraum von 20–30 Jahren im Auge haben muß, schwer geschädigt. In der Landwirtschaft sind nur die Genossenschaften dazu geeignet, die Vielzahl der bäuerlichen Betriebe zu einer leistungs- und handlungsfähigen großen Einheit zusammenzufassen. Ohne daß diese Vielheit einerseits wirtschaftspolitisch in der berufsständischen Organisation und andererseits wirtschaftlich in den landwirtschaftlichen Genossenschaften zusammengefaßt wird, kann die Landwirtschaft ihren Aufgaben auch gegenüber den Verbrauchern nicht gerecht werden. Wir können uns heute die Nutzviehhaltung, das Kernstück des bäuerlichen Betriebs, ohne die Hilfe der Molkereigenossenschaften schon gar nicht mehr vorstellen. Dabei ist diese Entwicklung noch gar nicht so alt. Die Molkereigenossenschaften haben dabei manche Stürme durchstehen müssen. All die Genossenschaftsarten, soweit sie nicht schon genannt sind, wie Kreditgenossenschaft, Winzergenossenschaft, Viehverwertungsgenossenschaft, Obst- und Gemüseverwertungsgenossenschaft, Betriebsgenossenschaft für Land- und Haushaltmaschinen, tragen wesentlich dazu bei, die wichtigsten Programmpunkte des Verbandes zu verwirklichen, nämlich: Erhaltung des bäuerlichen Betriebs als tragenden Pfeiler der Gesamtwirtschaft, Erhöhung und Verbilligung der Produktion, Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen aller in der Landwirtschaft Tätigen.

Leider müssen wir täglich in allen Schichten der Bevölkerung erkennen, wie arm wir tatsächlich geworden sind und welches Maß an Belastungen uns für die nächsten Jahrzehnte auferlegt ist. Darüber zu jammern hat keinen Zweck. Die Sprichworte: „Not lehrt beten“, „Not macht erfinderisch“ sind ein Stück Lebenserfahrung. In die Praxis übersetzt: Not lehrt, kleine Übel in Kauf nehmen, um mit den großen fertig zu werden. Dazu gehört

Mut und Phantasie, dazu gehört auch die ganze Spannkraft der Jugend. Von ausgefahrenen Pfaden, die früher vielleicht gangbar waren, heute aber in den Sumpf führen, muß sich besonders unsere Landjugend abwenden. Sie ist deshalb auch besonders aufgerufen, denn wie sie sich heute ihr Bett zimmert, so wird sie künftig liegen.

Nur an zwei Beispielen, die eng zusammenhängen, sei dies gezeigt: an der Flurbereinigung und dem genossenschaftlichen Maschineneinsatz. Alt und jung weiß, daß der Zerstückerling längst ein Ende hätte gesetzt werden müssen, sowohl im Interesse der bäuerlichen Familie als auch der Allgemeinheit. Wer soll der Katze aber die Schelle anhängen? Kleine Übel müßten ja zunächst in Kauf genommen werden, um auf größeren Flächen wieder wirtschaftlich arbeiten zu können. Ein armes Volk wird auf die Dauer nicht in der Lage sein, die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse zu bezahlen, die sich auf stark zerstückelten Betrieben herauskalkulieren. Der Bauer wird mit Recht seinen Pflug bei der Pflugfabrik kaufen, die wirtschaftlich und deshalb billig erzeugen kann. Er wird nicht gewillt sein, dem Pflugfabrikanten deshalb einen hohen Preis zu bezahlen, weil dessen Betrieb im Kriege stärker zerstört wurde als der einer anderen Pflugfabrik, seine Produktionskosten also höher liegen. Wir dürfen in der Preisfrage und bei Betrachtung aller Möglichkeiten, welche die Produktion verbilligen können, nicht mit zweierlei Maß messen.

Die Flurbereinigung, die Zusammenlegung, ist eine ureigene Aufgabe der Landwirtschaft selbst, die der Staat aber ideell und materiell nachdrücklichst zu unterstützen hat. Die staatliche Gesetzgebung hätte früher gar manches tun können, um der Besitzerzerstückelung entgegen zu wirken. Bauer, Bäuerin, Söhne und Töchter, sie alle müssen jetzt den Mut aufbringen, kleine Übel in Kauf zu nehmen, damit in den nächsten 15 Jahren die Flurbereinigung zum Nutzen und Frommen unseres Landvolks durchgeführt werden kann.

Und nun noch ein Wort zum gemeinsamen oder genossenschaftlichen Maschineneinsatz. Er wird nicht als eine Ideallösung empfohlen, sondern er ist eine ausgesprochene Notlösung. Aber auch hier gilt: besser eine Notlösung als keine Lösung!

Werden wir in den nächsten 15 Jahren wieder so reich sein, daß jeder Betrieb sich eine komplette neuzeitliche Maschinenausrüstung samt Schlepper leisten kann? Das glauben wir im Ernst ja selbst nicht. Zudem

wissen wir, daß viele Landmaschinen erst von einer gewissen Größe an leistungsfähig sind, daß sie zumeist nur einige Tage im Jahr eingesetzt werden, sich also schlecht verzinsen, und zu allem Übel auch noch rasch veralten. Ist es da nicht schon besser, wir schicken uns in die Zeit? Mit etwas Selbstdisziplin lassen sich Landmaschinen genossenschaftlich einsetzen. Wie schon manche Beispiele zeigen, erreicht damit der Kleinbetrieb die gleichen Vorteile, wie sie der größere Besitz hat. Auch der Landflucht wird durch die Fortschritte der Mechanisierung Schach geboten, denn alles andere sind Mittelchen, aber keine Mittel. Der Bauer, seine Familienangehörigen und seine Helfer müssen endlich mehr Erfolg aus ihrer Hände Arbeit sehen, nicht allein in Form von mehr Geld, sondern auch in Form von mehr Freizeit, um Mensch zu sein.

Alle Liebesmühe um den Berufsstand wäre aber vergeblich, wenn unsere Landjugend beiseite stehen würde, wenn es um ihre Zukunft geht. Sie ist in erster Linie mit angesprochen, wenn es gilt, sich über die nächsten und die fernen wirtschaftspolitischen und kulturellen Ziele des Bauerntums klar zu werden. Wie sieht es aber in manchen Dörfern heute in der Landjugend aus? Viele warten noch auf äußere Ereignisse, durch die sie von außen persönlich angesprochen und dann geführt werden. Bis dahin haben sie sich dem Fußballsport, dem Toto und dem Tanz verschrieben. Andere machen ihre Arbeit schlecht und recht, aber ohne Freude und sagen: „Wir wollen von nichts wissen, denn alles ist ja Schwindel“. Nur verhältnismäßig wenige haben sich selbst gefunden, wollen bewußt Bauer sein, wollen in Gemeinschaft an sich selbst arbeiten und in Gemeinschaft froh sein. Sie sind der Kern unserer Landjugend. Wir können ihr keine goldenen Berge für die Zukunft versprechen, denn nur ein Narr verspricht mehr, als er hat, und die Zeit der Narren liegt hoffentlich hinter uns.

Sie will im Grunde auch keine goldenen Berge, sie sucht sinnvolle Arbeit und echte Freude und dabei wollen wir ihr nach besten Kräften helfen, damit unsere Arbeit wieder in die Zukunft, hoffen wir in eine bessere Zukunft reiche.

Was wir in erster Linie dabei tun können ist, an dem Ausbau unseres ländlichen Schulwesens, unseres Fachschulwesens, von der Hochschule bis zur Berufsschule, mitzuarbeiten. Am stärksten liegt uns aber am Herzen, möglichst bald eine, besser zwei Bauernschulen aufzubauen, die der Mittelpunkt für das kulturelle

und staatsbürgerliche Leben unseres Bauerntums, besonders unserer bäuerlichen Jugend, werden sollen. An den Plänen für diese Schulen hat die Landjugend in erster Linie selbst mitgearbeitet. Leider werden der berufsständischen Organisation noch immer die von der Landwirtschaft selbst aufgebrachten Mittel vorenthalten, sonst wäre längst schon mit dem Aufbau der Bauernschulen begonnen worden. Aus den Reihen einer wohl ausgebildeten Landjugend beiderlei Geschlechts werden in nicht zu ferner Zeit die Frauen und Männer heraustreten, die befähigt sind, die Aufgaben der berufsständischen Organisation, der landwirtschaftlichen Genossenschaften und der Fachverbände nicht nur zu ihrer eigenen Sache zu machen, sondern auch mit Erfolg in der Öffentlichkeit zu vertreten. Sie werden auch leichter die Menschen in den anderen Berufen aufspüren und zur Mitarbeit gewinnen, denen ein christliches, bäuerliches, bodenständiges Leben Grundlage ihrer Arbeit, auch der geistigen Arbeit, ist.

Wenn dann der alte Bauer vor seinem Tod seine Söhne um sich versammelt, wird er sie durch das Gleichnis mit dem Bündel der 7 Stäbe nicht mehr belehren müssen, daß Einigkeit stark macht, Uneinigkeit, Zersplitterung sie aber der oft feindlichen Umwelt auf Gnade oder Ungnade ausliefert. Wer weiß, ob es nicht dann in einem oder zwei Menschengenerationen auch bei uns gelingt, und das dänische Beispiel läßt an eine solche Möglichkeit glauben, die Landwirtschaft zur Hauptstütze eines gesunden deutschen Binnenmarktes zu machen, eines Binnenmarktes, der mit der europäischen und mit der Weltwirtschaft abgestimmt ist. Diese Abstimmung müßte dann aber nach demokratischen und sozialen Regeln erfolgen. Also nach der Regel: Gleiches Recht bei gleicher Leistung.

Bauernworte

Sprach der Bauer: „So, mein Sohn,
hier hast du des Vaters Erbe.
Harte Arbeit, wenig Lohn
und ein Leben ernst und herbe. —
Laute Freude mußt du meiden,
denn es ist nicht Bauern Art.
Bleibe fleißig, treu, bescheiden,
und — wer in der Jugend spart,
Hat im Alter auch zu leben. —
Arbeit wird es reichlich geben.
Arbeit — und zu allen Zeiten
wird auch Sorge dich begleiten.
Doch zur Arbeit und zur Not
gibt der Hof dir dann auch Brot.“

Georg Breußer

Freie Wirtschaft

Diplom-Landwirt Koch in Stuttgart

Der Begriff der Freiheit ist die Grundlage des wahrhaft demokratischen Staates. Hieraus leitet sich der Grundsatz des gleichen Rechtes für alle ab.

Die Landwirtschaft kann diesen Leitsatz sowohl für den damit umfaßten Teil der Staatsbürger, als auch für den damit bezeichneten Teil der Volkswirtschaft ebenso als Recht in Anspruch nehmen wie jeder andere Volksteil.

Durch die mit dem Krieg entstandene Zwangswirtschaft sind der Volkswirtschaft Fesseln aufgelegt worden, die sich auf dem Gebiete der Ernährung für das gesamte Volk in der Rationierung der Nahrungsmittel auswirkten, in der Landwirtschaft mit der Beschränkung der landwirtschaftlichen Erzeugung bezüglich Anbauvorschriften und Anbauüberwachung, der Beschränkung der Freizügigkeit im Absatz der Erzeugnisse durch Ablieferungsverpflichtung und staatliche Lenkung und mit der Verhinderung der freien Preisbildung auswirkten.

Das Maß und der Umfang der Anwendung dieser Zwangsmaßnahmen mußte sich nach dem im Lande möglichen Grad der Selbstversorgung richten. Auch in den Staaten der Gegenseite sind während des Krieges diese Zwangsmittel notwendig geworden. Dabei konnte aber ein Land wie Nordamerika während des Krieges, da ihm ausreichender Lebensraum für die notwendige landwirtschaftliche Erzeugung und offene Grenzen zu den Nachbarländern gegeben waren, mit einer hohen Norm der Verbraucherrationen und mit einem gewissen Anreiz zur Erzeugungssteigerung für einzelne Sparten der landwirtschaftlichen Erzeugung auskommen.

Je mehr dagegen in Deutschland durch Verlust der im Krieg besetzten Gebiete die Bevölkerung auf den eingegengten Raum angewiesen war, um so straffer und schärfer mußten sämtliche staatliche Maßnahmen zur Durchführung gelangen. Der Umfang der Zerrüttung und Zerstörung des Wirtschaftsgefüges in einem Volk nach einem verlorenen Krieg bestimmt darüber hinaus die Dauer der Aufrechterhaltung all dieser Zwangsmaßnahmen nach Beendigung der Kriegshandlungen.

Jahrelang waren sämtliche Verbindungen und Beziehungen Deutschlands zur Weltwirtschaft abgerissen. Ohne eigene Staatshoheit, ohne Auslandsvertretungen, ohne ein international anerkanntes Zahlungsmittel und ohne Handelsflotte muß das heutige Restdeutschland daran gehen, die Verbindung zur übrigen Welt wieder aufzunehmen und die wirtschaftlichen Beziehungen wieder anzuknüpfen. Es ist ohne weiteres klar, daß diese notwendige Entwicklung sich nicht getrennt und unabhängig von dem Stand der innerdeutschen Verhältnisse vollziehen kann, und daß umgekehrt die Ordnung und der Aufbau der Wirtschaft im Innern des Landes abhängig sind von dieser äußeren Entwicklung.

Bei der Verwirklichung des vollen demokratischen Rechtsanspruches auf Freiheit ist die Haltung der Besatzungsmächte und der Inhalt des zukünftigen Friedensvertrages von entscheidender Bedeutung. Ob bei der Einstellung der Besatzungsmächte zu den Fragen der staatlichen und wirtschaftlichen Wiedergesundung Deutschlands eine weltpolitische Zwangslage oder wirtschaftliche Eigeninteressen maßgebend sind, spielt keine Rolle. Wir sind in unserer heutigen Lage noch ausschließlich Objekt der Siegermächte und nicht Subjekt. Auch für die Forderung des gleichen Rechtes der Landwirtschaft im Volkskörper ist unsere Abhängigkeit als Besiegte nicht bedeutungslos.

Neben der Vergegenwärtigung unserer wirtschaftlichen und staatspolitischen Gesamtlage muß eine andere Seite der Kriegsfolgen beachtet werden, die nach jedem Kriege auftritt, und dies ganz besonders jetzt nach der größten Katastrophe der deutschen Geschichte: Der moralische Zerfall und die völlige Verarmung größter Volksteile. Der moralische Zerfall zeigt sich in einem rücksichtslosen Egoismus und in einem hemmungslosen Gewinnstreben in allen Teilen des Volkes. Ehrlichkeit und Gediegenheit sind erschreckend abgesunken. Pflichten gegenüber dem Nebenmenschen, gegenüber Volk und Nation sind von kalter Ichsucht verdrängt. Daneben steht die bitterste Not vieler Menschen, denen der Zusammenbruch jede Verdienstmöglichkeit und Existenzgrundlage genommen hat. Kriegsversehrte, Kriegerwitwen, heimatlose Kinder, Rentner, alte und gebrechliche Menschen stehen vor dem Nichts. Es wäre ein kardinaler Fehler, wenn man mit der Auswirkung dieser Tatsachen nicht rechnen wollte.

Während so die direkten Folgen der Niederlage als Krankheitserscheinungen am Volkskörper auftreten, sind die Folgen der Zwangswirtschaft nicht minder krankhaft und gefährlich. Die Mangellage auf allen Gebieten der Wirtschaft, die ungenügende Bedarfsbefriedigung der Menschen mit allen mehr oder weniger lebensnotwendigen Gütern hat nun schon ein ganzes Jahrzehnt in der Produktion und im Handel jedes Risiko ausgeschaltet. Die Degradierung des Kaufmanns zum „Warenverteiler“ bei geradezu staatlicher Garantie von Umsatz und Gewinnspanne führte zu einer moralischen Verflachung im Handelsstand und damit zu einem übermäßigen Zustrom von Menschen in diesen Beruf, angelockt durch mühelosen Verdienst, welcher keine nennenswerten Qualitäten und Kenntnisse vorauszusetzen schien.

Auch in der Landwirtschaft führte die Beschränkung der Freizügigkeit durch staatliche Eingriffe und Lenkungsmaßnahmen zu einer wirtschaftlichen Nivellierung einerseits und, neben Hemmung des individuellen Leistungswillens, auf der anderen Seite zur Neigung, die staatlichen Anordnungen zu umgehen. Letzteres um so mehr, je stärker die Beschränkung der Freizügigkeit vor allem durch einseitige Preisbindungen die Rente der Betriebswirtschaft gefährdet. Das Jahr 1948 hat diese Tatsache deutlich vor Augen geführt. Gerade die verflachende Wirkung der Zwangswirtschaft ist eine Gefahr für die Weiterentwicklung der Landwirtschaft, da die Gängelung der Betriebsführung schon seit über 10 Jahren zur Gewohnheit wurde und die Selbständigkeit unterdrückte. So sind Erziehung zur Unselbständigkeit und Zwang zu illegalem Handeln wesentliche Momente der negativen Auswirkung der Zwangswirtschaft.

Durch die Abschnürung unserer Landwirtschaft vom Weltmarkt und den mit dem Krieg entstandenen Stillstand in der Weiterentwicklung haben die Kulturländer der Welt uns auch hinsichtlich ihrer landwirtschaftlichen Betriebsorganisation und der Erzeugungsleistung vielfach überflügelt. Die Erzeugungskosten sind für viele Nahrungsgüter erheblich geringer als bei uns, oder die landwirtschaftlichen Erzeugnisse werden mit Staatsmitteln gestützt, um sie zu einem entsprechend niederen Preis auf dem Weltmarkt absetzen zu können.

Bei Betrachtung aller Momente in ihrem Zusammenwirken muß man erkennen, daß

eine längere Fortdauer der Zwangswirtschaft schädlich ist. Eine sofortige Beseitigung jeder Beschränkung der Freizügigkeit in der Landwirtschaft hätte aber sowohl für die bäuerlichen Betriebe als auch für die verarmten Teile unseres Volkes erhebliche Gefahren mit sich gebracht.

Die Verwaltung für Wirtschaft in Frankfurt hat nach der Währungsreform der gewerblichen Wirtschaft und der Industrie die Freiheit Zug um Zug zurückgegeben. Durch die stillschweigende Duldung einer vorherigen monatelangen Waren- und Rohstoffhortung schufen die verantwortlichen Wirtschaftspolitiker den guten Start für den Gesundungsprozeß. Es ist selbstverständlich, daß diese Männer sich des moralischen Tiefstandes und der Verflachung im Wirtschaftsleben bewußt waren. Mit der Rückkehr zur Freiheit sollte der normale Konkurrenzkampf in Handel und Industrie, die persönliche Fähigkeit und Leistung der Betriebsführung und des Kaufmanns die tragenden Grundlagen der Gesundung in der Wirtschaft sein. Durch das Wiederherstellen des Kräftespiels von Angebot und Nachfrage sollte der natürliche Regulator wieder in Gang gesetzt werden, der die faulen Auswüchse und die Verzerrungen in der Wirtschaft beseitigen muß.

Die unbeirrbar Geradlinigkeit des Weges, den der Direktor für die Wirtschaft hier gegangen ist, muß bewundert werden.

Auch für die Landwirtschaft gibt es nur einen Weg, der genau so geradlinig sein kann wie jener der Wirtschaft, aber es ist nicht derselbe Weg. Eine freie Wirtschaft mit völlig unabhängigem Gewinnstreben unter der Devise der Ausnutzung von Angebot und Nachfrage ist für die Landwirtschaft unmöglich. Es mangelt ihr von Natur aus die Fähigkeit zur beweglichen Einstellung auf die jeweilige Marktkonjunktur und zu deren Ausnutzung. Eine unmittelbare Anhängung der Landwirtschaft an die freigegebene Wirtschaft, die ja selbst erst auf den Weg zur Gesundung geführt ist, also die Krankheitserscheinungen der Kriegsfolgen noch gar nicht überwunden hat, hätte zu katastrophalen Folgen geführt.

In keinem der Kulturstaaten der Welt ist die Landwirtschaft mit ihren Erzeugnissen dem freien Kräftespiel der Wirtschaft und des Marktes überlassen. Man hat überall erkannt, daß die Landwirtschaft als Urerzeuger der menschlichen Nahrung in ihrer Abhängig-

keit von der Natur, Boden und Witterung anderen Gesetzen untersteht, als alle anderen Produktionsstätten des menschlichen Wirkens. Gleichzeitig hat man damit auch erkannt, daß der Absatz der Erzeugnisse der Landwirtschaft, die Warenbewegung des landwirtschaftlichen Rohproduktes nicht dem gewöhnlichen Marktgeschehen völlig überlassen werden kann.

Die Erhaltung des Bauerntums und dessen Erzeugungsleistung in den Betrieben erfordert eine sinnvolle Planung bezüglich der Verwertung des erzeugten Sozialproduktes in seiner Gesamtheit. Nicht die staatliche Bevormundung und die Erfassungsmaßnahmen der Zwangswirtschaft, nicht der Staatskollektivismus führen zum Ziel. Der bäuerliche Berufsstand selbst muß in freier Selbstverwaltung zusammen mit seinen Genossenschaften und dem Fachhandel seiner Erzeugnisse sowie mit der von ihm belieferten Be- und Verarbeitungsindustrie die stetigen und ausgeglichene Marktverhältnisse schaffen, welche die Voraussetzung höchster Erzeugungsleistung und bester Qualität sind. Dabei wird die ständige Berührung mit dem Weltmarkt über eine stattliche Einfuhrstelle und der damit verbundene Kampf um die Marktposition im Inland die Landwirtschaft dazu zwingen, der Qualität ihrer Erzeugnisse und der energischen Senkung der Erzeugungskosten die größte Aufmerksamkeit zu widmen.

Wie die Verwaltung für die Wirtschaft dieser mit der stillschweigenden Duldung der Warenhortung den guten Start in den Prozeß der Gesundung und damit der wahren Freiheit gegeben hat, so wäre es auch Aufgabe der Landwirtschaftsverwaltung gewesen, dieser in Überlegung mit den Besatzungsmächten den günstigsten Start vorzubereiten. An Stelle der Zickzacklinie mehr oder weniger willkürlicher Einzelfreigaben hätte — neben einer vorbereitenden Vorratswirtschaft von Importnahrungsmitteln — eine kluge Gesetzgebung die Selbstverwaltungsorgane des bäuerlichen Berufsstandes zusammen mit den Genossenschaften und Handelsorganisationen sowie der be- und verarbeitenden Industrie schaffen müssen. Mit der Befreiung aus den Fesseln der Zwangswirtschaft stünden damit Organe der freien Wirtschaft zur Verfügung, welche die Verantwortung für eine gesunde Markt- und Preisentwicklung zu übernehmen imstande wären. Unter Hinzuziehung von Vertretern für die Verbraucherschichten müßten die Versorgungsbelange mit Rücksicht auf Bedarf und Kaufkraft voll auf Berücksich-

tigung finden. Bei der Beschreibung dieses Weges zur Befreiung der Landwirtschaft hätte der Staat auf dem Gebiet der Warenlenkung und Preisbildung mit einer überwachenden Tätigkeit und, wo nötig, der Verleihung von Gesetzeskraft für bestimmte Maßnahmen Genüge zu nehmen.

Eine zwingende Voraussetzung dafür, daß dieser Weg tatsächlich zum Ziel führt und der Landwirtschaft zu einer gedeihlichen Entwicklung verhilft, ist ihr wirtschaftlicher Zusammenschluß in Bezug auf den Absatz ihrer Erzeugnisse.

Nur wenn die einzelnen Produkte aus dem unendlich zersplitterten Erzeugungsraum Landwirtschaft zusammengefaßt sind und aus der Hand von Erzeugergenossenschaften oder Erzeugergemeinschaften dem nächsten Partner Großhandel oder Industrie angeboten werden, wird die Landwirtschaft zum maßgeblichen Marktfaktor. Nur unter der Voraussetzung einer absoluten Disziplin innerhalb der Vielzahl der bäuerlichen Betriebe wird die Selbstverwaltung zur wahren Freiheit und Gleichberechtigung führen.

Gedanken zum bäuerlichen Schulwesen

Landw.-Rat B. Eberhardt in Stuttgart

Die Grundlage aller ländlichen Bildungsarbeit ist die Landschule (Volksschule). Mithin kommt ihr, als dem ersten Erziehungsfaktor, die größte Bedeutung zu. Alle anderen Schulen bauen auf dieser Grundlage auf. Die Volksschule auf dem Lande muß sich ganz besonders den Bedürfnissen des Landlebens anpassen, muß im bäuerlichen Lebenskreis stehen und darf keineswegs verstädtern. Wesen, Art und Leben des Bauern sollen der Landschule ihren Geist geben, sie zur art-eigenen Schule machen. Der Ausbildung des Landlehrers ist daher von der berufsständischen Organisation des Bauernverbandes aus die größte Aufmerksamkeit zu widmen. In den Adern des Landlehrers soll möglichst viel Bauernblut fließen; er muß „bäuerlich“ denken, handeln und fühlen können. Den bäuerlichen Gemeindegliedern, insbesondere den berufsständischen Vertretern, sollte bei der Besetzung der Lehrerstellen und der Schulaufsicht ein Mitbestimmungsrecht eingeräumt werden!

Die gleichen Bestrebungen haben auch hinsichtlich der landwirtschaftlichen Berufsschule ihre Berechtigung, die in ihrer jetzigen Ausgestaltung eine den Berufsschulen anderer Wirtschaftszweige gleichgeordnete Pflichtschulform gefunden hat. Neben der fachlichen Wissensvermittlung, die jeweils den jahreszeitlich bedingten Arbeiten des Bauern angepaßt ist, soll sich die Berufsschule auch mit staatsbürgerlichen Erziehungsaufgaben befassen, einer Erziehung zu selbstverantwortlicher Mitarbeit innerhalb der Gemeinschaft von Familie, Gemeinde und Volk. Neben der praktischen Ausbildung im elterlichen Betrieb sollte jeder künftige Bauer unbedingt eine Fremdlehre in einem anerkannten Lehrbetrieb durchmachen und die Lehrlingsprüfung ablegen. Die Lehrkräfte an den landwirtschaftlichen Berufsschulen sind bezüglich ihrer Ausbildung aus verschiedenen Gruppen zusammengesetzt. Neben den Volksschullehrern mit relativ kurzer landwirtschaftlicher Spezialausbildung sind Landwirte, die über eine mehrjährige landwirtschaftliche Praxis verfügen und eine landwirtschaftliche Hochschule oder höhere Landbauschule sowie ein pädagogisches Seminar besucht haben, als Lehrkräfte tätig. Eine glückliche Mischung aus wissenschaftlich vorgebildeten Landwirten, aus mehr praktischen Landwirten und seminaristisch geschulten Lehrkräften mit landwirtschaftlicher Kurzausbildung dürfte — namentlich bei einer größeren Bezirksschule — den angestrebten Unterrichts- und Erziehungsaufgaben der landwirtschaftlichen Berufsschule durchaus gerecht werden. Jedoch ist eine wesentliche Beteiligung des Berufsstandes an allen Fragen der Schulreform und des Stoffplanes dieser Schule dringend erforderlich, da künftig ja jeder Bauer durch diese Schule gehen muß.

Die Landwirtschaftsschulen werden leider nur von etwa 10 % der künftigen Bauern besucht; sie haben als Fachschulen schon außerordentlich segensreich gewirkt und sollten namentlich für die weibliche Landjugend noch stärker ausgebaut werden. Der Stoffplan sollte künftighin eine Erweiterung erfahren hinsichtlich staatsbürgerlicher, wirtschaftsgeographischer und wirtschaftspolitischer Fächer, während die naturwissenschaftlichen Fächer eine gewisse Einschränkung erfahren können. Die Vorarbeit der Berufsschule dürfte dieser Stoffplanänderung Vorschub leisten. An dem zu bildenden Schulbeirat für Berufs- und Landwirtschaftsschulen sollte der Berufsstand ebenfalls maßgeblich beteiligt sein.

Bei der heutigen Struktur der Landwirtschaft (Zerschlagung eines erheblichen Teils der Großbetriebe) kann man über die Notwendigkeit einer weiteren Daseinsberechtigung oder eines Ausbaues von Ackerschulen und höheren Landbauschulen geteilter Meinung sein. Hingegen wäre die Verbindung einer Landwirtschaftsschule mit einem kleineren landwirtschaftlichen Betrieb von 10 bis 30 ha als idealer Zustand anzusehen.

Ein leistungsfähiges Bauernrum mit einer hoch entwickelten Produktionstechnik bildet die Grundlage für den Wohlstand eines Volkes. Die landwirtschaftliche Hochschule soll eine Elite heranbilden, die in der Landwirtschaft selbst, im Genossenschaftswesen, in der Verwaltung, im Schul- und Beratungswesen, in der landwirtschaftlichen Industrie, in der berufsständischen Organisation ein hohes menschliches, ökonomisches, pädagogisches und politisches Niveau verbürgt. Das soziale, staatsbürgerliche und politische sowie das psychologische Bewußtsein müssen gepflegt, die Urteilskraft gestärkt werden. Die landwirtschaftlichen Fakultäten sind auch heute noch in der Hauptsache auf produktionstechnische Probleme und viel zu wenig auf wirtschaftswissenschaftliche und wirtschaftspolitische Probleme eingestellt. Gerade mit Letzteren hat aber der Diplomlandwirt in seinem späteren Beruf viel zu tun und besitzt hierin ein oft recht mangelhaftes Wissen, so daß er nicht imstande ist, bei der öffentlichen Meinungsbildung auf dem Lande mitzuwirken. Auch müßte die Hochschule eine stärkere Verbindung mit der Praxis haben, die wissenschaftlichen Erkenntnisse besser an die landwirtschaftliche Praxis heranbringen können durch gut ausgebildete Wirtschaftsberater, die eine individuelle, das ganze Betriebsgefüge berücksichtigende Wirtschaftsberatung durchführen können. Der Wirtschaftsberater muß eine Persönlichkeit sein und das volle Vertrauen der Bauern besitzen, wenn er erfolgreich arbeiten will. Auch hierbei beansprucht die Berufsorganisation eine maßgebliche Beteiligung, zumal sich ja die ganze Beratung auf Berufsangehörige erstreckt.

Neben den bisher genannten landwirtschaftlichen Ausbildungsstätten darf die Bauernhochschule nicht vergessen werden. Es geht hierbei darum, alle Bildung näher an die Wirklichkeit heranzuführen; es geht um die Bildung zum Bauern und Staatsbürger; es gilt, Menschen zu erziehen, die im eigenen verwurzelt, doch zugleich auch die

Belange des Ganzen, der Umwelt, zu übersehen vermögen. Die Bauernhochschule soll eine Schule des Lebens sein, soll Menschen in reiferem Alter mit eigenen Erfahrungen umfassen. Berufskennntnisse allein genügen heute nicht. Es wird gegenüber der Vergangenheit ein Mehr an Einsicht, Geschicklichkeit, Willenskraft und Verantwortungsbeußtsein verlangt. Die Bauernhochschule will Einblick in Sinn und Bedeutung des Bauerntums verschaffen und darum auch das Verständnis des wirtschaftlich-sozialen, politischen und geistig-kulturellen Lebens der Zeit fördern. Hierbei geht sie vom Hof aus, vertieft die Erkenntnisse innerbetrieblicher sowie marktwirtschaftlicher und volkswirtschaftlicher Zusammenhänge. Das Ziel der Bauernhochschule ist die Formung der bäuerlichen Per-

sönlichkeit innerhalb einer Gemeinschaft. Sie ist deshalb als Heimschule gedacht, als eine Art von Familiengemeinschaft, in der einer den andern erzieht, das Menschliche pflegt, das Gemeinsame hervorhebt und zu echter Toleranz führt.

Der Deutsche Bauernverband hat erstmalig im Winterhalbjahr 1948/49 einen Lehrgang in Fredeburg im Sauerland mit bestem Erfolg durchgeführt. Auch in Württemberg-Baden soll eine Bauernhochschule entstehen. Es wurden zwar bisher in Verbindung mit den Volkshochschulen auf dem Lande besondere Lehrgänge durchgeführt, auch mehrwöchige Kurse in Ruit, auf der Comburg und Gamburg veranstaltet, doch bleibt das Ziel die Schaffung einer eigenen Heimschule.



„Wenn's bloß nimmer Sonntag werden möchte!“ — so stöhnten auf dem Lehrhof manchmal meine Mitlehrlinge. Ihr werdet nun fragen, ob der Sonntag und der Feierabend so etwas gar schlimmes bei uns gewesen sei. — Aber nein! Der Feierabend ist doch immer eine feine Sache, nur — wenn man nichts damit anzufangen weiß, dann ist das natürlich recht langweilig, und man kommt sich in seiner freien Zeit ein wenig unglücklich vor. Am Ende bleibt immer noch der Weg zum Kino, das gerade im Dorf irgend einen alten, abgeleiteten Film zeigt, den in der Stadt kein Mensch ansehen würde. Oder man „macht“ schließlich mit Fanatismus „in Sport“, rennt manchen geruhsamen Abend oder strahlenden Sonntag zum „Kicken“ und merkt dabei gar nicht, wie wenig das noch mit einem frohen, echten Sport zu tun hat! Was bleibt sonst noch übrig? — Fast hätte ich es vergessen! Am Sonntag Abend ist doch in der Wirtschaft Tanz! Da kommt eine „Pfunds-Kapelle“ mit viel Rhythmus (sprich: Schlagzeug) und sooo schönen Melodien (aus der Schlager-Mottenkiste, mit etwas Schmalz aufpoliert!) — Die

Burschen gehen schon am Nachmittag für ein paar Stunden ins Wirtshaus, machen einen „Gaigel“, „lupfen“ ein paar Viertel und rauchen dazu mindestens eine halbe bis eine ganze Packung Zigaretten. Sie kommen sich dabei sehr männlich und erwachsen vor und haben nur ein spöttisches Lächeln für die, die so dumm und kindisch sind, am Sonntag gar einen Ausflug zu machen! Wie sieht's aber erst am Abend beim Tanz aus? Auf engem Raum drängt und schiebt sich alles durcheinander, die Luft ist zum Schneiden dick von der Hitze und vom Qualm der Zigaretten! Die „Kapelle“ sucht sich mit entsprechendem Spektakel Gehör zu verschaffen. Und es ist ein Jammer, zu sehen, wie gesunde, frische Bauernburschen und Mädel zu den Klängen der sogenannten Musik plötzlich „knieweich“ werden und als reichlich schiefe, verschlungene und aneinanderklebende Paare durch das Gewühl schleichen oder auf irgend einen „Hot“ närrische Sprünge machen, daß man fürchtet, sie würden die Füße verwechseln!

Ja, ja — dies alles zusammen nennt man schließlich — mit jungem und doch so altklug-

gem, greisenhaftem Mund — „Etwas von seiner Jugend, etwas vom Leben haben!“

Ich bin da anderer Meinung; und ich glaube, es ist höchste Zeit, daß wir uns eines Besseren besinnen! Zum Glück sieht es nicht überall so traurig aus, wie ich es oben leider schildern mußte. In den Landjugendgruppen haben sich schon viele fröhliche Mädels und tüchtige (manchmal auch recht übermütige!) Burschen zusammengetan, die ihren Feierabend und den Sonntag besser auszufüllen wissen. Vom kulturellen Leben in unseren Landjugendgruppen will ich Euch nun ein wenig erzählen, d. h. wir wollen lieber von der Geselligkeit sprechen — es ist nicht so „geschwollen“ — und mit den Worten „Kultur“ und „kulturell“ wird gar so viel Mißbrauch getrieben, meist gerade von denen, die sie nicht haben! Im Wort Geselligkeit liegt schon einer unserer Grundgedanken: es kommt von dem alten Begriff „sich gesellen“ = sich zusammenschließen, etwas gemeinsam, miteinander tun. Schon in der Familiengemeinschaft des elterlichen Hofes schaffen, werken und feiern wir Feste miteinander. So halten wir es auch in der Jugendgruppe. An erster Stelle steht dabei immer das Singen — dieses „Instrument“ haben wir immer und überall bei uns, und jeder kann es spielen. Was tut's, wenn beim einen oder andern mal ein Ton falsch brummt! Die Hauptsache ist zunächst einmal die Freude, die wir beim gemeinsamen Singen haben. Die Auswahl der Lieder ist für uns gar nicht schwer, haben wir doch einen solch reichen Schatz an schönen und wertvollen Volksliedern. Dazu kommen noch unsere speziell schwäbisch-alemannisch-fränkischen Lieder und all die vielen feinen Chorsätze zu alten und neuen Volksliedern. Wenn wir in der Gruppe keinen Dirigenten finden können, sind meist Lehrer oder Lehrerin unseres Dorfes gerne bereit, gelegentlich Singestunden bei uns abzuhalten, in denen wir Neues lernen können. Mit dem Musizieren ist die Sache schon ein bißchen schwieriger: wer von uns spielt heute noch selbst ein Instrument? „Mir hent jo an Radio!“ heißt die so verflucht einfache Ausrede. So viele Vorteile der Rundfunk auch haben mag, in dieser Beziehung sind wir ihm böse. Denn durch die jederzeit greifbare „Konservenmusik“ macht er uns faul und bequem. Dabei gibt es soviel Musiziergut, das ausgezeichnet aufs Dorf paßt. Unsere Eltern können sich noch wohl an die früheren Dorfkapellen erinnern. Meist waren es Geige, Klarinette und Baß, die herrlich zum „Kirbe-Tanz“ und bei Hochzeiten aufgespielt haben. Auch die echten Bauern-Blaskapellen

hört man nur mehr selten. Statt dessen ist überall die Ziehharmonika zu finden: „Die ist so leicht zu lernen, und sie tut auch so schön laut.“ Ich sage durchaus nichts gegen die Ziehharmonika. Doch sie sollte nicht in solchen Mengen und nicht nur ausschließlich zu hören sein. Als nicht zu laute Untermalung zu Geigen und Klarinetten ist sie an Stelle des oft schwer aufzutreibenden Baß-Instruments ganz gut zu gebrauchen. Wenn sie allein benutzt wird, sollten die Spieler wenigstens darauf achten, daß sie mit ihr nicht nur laut, sondern auch möglichst schön und melodiös spielen! Von der Tanzmusik kommen wir gleich noch zum Tanz. Wie unendlich viele und reiche Formen gibt es bei unseren Volkstänzen im Gegensatz zu den wenigen des sogenannten Gesellschaftstanzes. Man darf nur nicht die Nase hochmütig rümpfen und beim Begriff Volkstanz gleich an komisch hüpfende Figuren in Sandalen auf der grünen Wiese denken! Was wir unter Volkstanz verstehen, ist eine durchaus ernst zu nehmende und doch frohe Angelegenheit; ist nichts anderes, als der Ausdruck unserer Freude am gemeinsamen Bewegen und Tanzen zu guter Musik. Ihr solltet einmal eine unserer Singe- und Volkstanzwochen mitmachen oder erleben, wie es bei Landjugendtreffen selbst „den Alten wieder in die Beine kommt“, wenn sie zum Zugucken kommen und sehen, wie wir zum Schluß noch einige Tänze machen! Und die Gesichter strahlen dabei ganz anders, als man es in den schwülen „Nahkampfdielen“ bei den Jazzkapellen beobachten kann.

Zu den Sommersonntagen gehören für Mädchen und Burschen der Landjugend das Wandern, Schwimmen und frisch-fröhlicher Bewegungs- und Sport. Es kommt uns weniger auf sportliche Rekordleistungen an als auf ein Tummeln und Entspannen der Körper nach harter und strenger Wochenarbeit. Ballspiele, lustige Wettrennen usw. sind dafür das Richtige. Auch das Schwimmen wollen wir — wo irgend Gelegenheit dazu ist — tüchtig betreiben. Oft läßt es sich ausgezeichnet mit einer Wanderung verbinden. Fahrten und Wanderungen sollen uns die Schönheit unserer Heimat, unseres Ländles aufspüren und erleben lassen. Wir lassen uns dabei viel Zeit und wollen gar nicht so sehr große Strecken zurücklegen. Wenn wir todmüde nach Hause kommen, ist die Freude halb so groß, und wir denken nur ungern an die Arbeit, die an den nächsten Tagen auf uns wartet.

Im Winter setzen wir uns manch schönen Abend zusammen — immer reihum geht es da-

bei. „Spinnstube, Karz, Vorsitz“ — die alten Namen sind in vielen Orten geläufig und werden auch von den jungen Leuten noch benutzt. Laßt Euch berichten, was an diesen Abenden außer dem Singen alles getrieben wird: Die Mädels bringen sich Handarbeit mit. Da wird gestrickt und gehäkelt, genäht und gestickt, Schafwolle gesponnen, und nicht zuletzt werden auch fleißig Strümpfe und Socken geflickt. Die Burschen sitzen nicht müßig dabei. Sie werken und schnitzen z. B. mancherlei hübsche und nützliche Dinge aus Jungholz. Freilich, man könnte dies und jenes billiger kaufen. Aber was ist es dann? Doch nichts weiter als meist häßliche und lieblose Dutzendware. Wievielmehr freut sich die Mutter über ein Setzholz für die Frühjahrsarbeit im Garten oder über einen Griff für das Trennmesserle, das ihr vom Karle selbst gemacht und noch nett beschnitzt worden ist. Für die Mädels werden Knäuelhalter, Gabeln zum Schnurknüpfen und bewegliche Strähnkreuze zum Wollwickeln gearbeitet, und die ältere Schwester bekommt lustige, geschnittene Wäscheklammern, wobei wir uns des alten Brauchs erinnern, selbstgemachte Wäscheklammern beim Taufschaus zum Trocknen der ersten Windeln zu verschenken.

Singen und werken sind jedoch nicht die einzigen Betätigungen, die einen Karzabend ausfüllen. An manchen Abenden werden nach der Arbeit noch übermütige Gesellschaftsspiele gemacht, oder die Burschen und Mädels üben eifrig an einem Laienspiel, das den Eltern und Dorfabend zum Ende des Winters bereichern soll. — Eine feine Kunst der Alten wollen wir an unseren winterlichen Zusammenkünften ganz besonders wieder pflegen: das Erzählen. Sagen und Geschichten, Märchen, Schwänke und Schnurren, Reim-Rätsel-Raten — sie alle gehören zu diesem unendlichen Schatz unserer Sprache! Ihn wollen wir bewahren vor dem Versinken in die Vergessenheit, nicht etwa, weil er „Alttertumswert“ hat, sondern weil er als lebendiger Besitz für jeden eine Bereicherung bedeutet. Eng damit verbunden ist das Bücher-Lesen. Und unsere Winterabende sind so recht geeignet, miteinander Aufsätze und Geschichten aus Heimat- und anderen Büchern zu lesen oder aus großen Werken einzelne Stellen herauszunehmen, das ganze Buch gemeinsam zu besprechen und es sich dann zum Selbst-Lesen reihum aus der Dorfbücherei zu entleihen.

Zum Beschluß möchte ich Euch noch zeigen, wie gut man unser geselliges Leben in den Landjugendgruppen einbetten kann in den

Jahres- und Lebenslauf. Wir sind durch unser eigenes Leben so sehr verbunden mit allem kreislaufenden Leben, daß wir es nur als natürlich empfinden, uns in die größere Ordnung einzufügen. So wollen wir miteinander einen Gang tun durch den Ablauf des Jahres und — der Raum reicht hier nur zur Andeutung — dabei sehen, wie viele Möglichkeiten es für uns gibt, Festtage sinnvoll und mit Innerlichkeit und Herzenswärme auszugestalten! Von Weihnachten, dem reichsten und schönsten Fest im Familienkreis, spannt sich ein weiter Bogen hin zum Erntefest im Herbst, das die ganze Dorfgemeinschaft angeht, und das von Jung und Alt miteinander gefeiert wird. Dazwischen liegen Neujahrsansingen und all die ausgelassenen Bräuche der Fasnets-Wochen, von denen ich heute nicht besonders erzählen will. Zu Ostern dann werden die Burschen der Gruppe von den Mädels mit einem besonders reich und schön bemalten Ei und einem gebackenen Hasen beschenkt. In aller Frühe des Ostermorgens machen wir zusammen einen kleinen „Osterspaziergang“ zum nahen Wald — die Mädels sind den Burschen zum Nestle-machen um eine Viertelstunde vorausgegangen — wo dann ein lustiges Suchen der Burschen beginnt. Unsere frischen Frühlingslieder auf dem Heimweg machen dem ganzen Dorf eine Freude. — Am 1. Mai werden die Mädels durch das „Maienstecken“ der Burschen belohnt. Noch halb in der Nacht waren sie im Wald gewesen, um junge Birken zu holen, und der eine oder andere Dorfbewohner muß am Morgen des 1. Mai feststellen, daß auch sonst in der „Walpurgisnacht“ einiges los war — ich will lieber nicht verraten, was man da alles anstellen kann! — Muß ich noch besonders sagen, wie wir am Muttertag mit einem Morgensingen den Müttern des Dorfes eine große Freude machen? Dabei wollen wir ganz besonders an die Mütter denken, deren Söhne als unsere Kameraden gefallen oder noch in Gefangenschaft sind. — Schon vom Mai an bis weit in den Herbst hinein ziehen sich die verschiedenen „Kirben“ (Kirchweihfeste), deren „Ausgestaltung“ mit Kuchenessen und Tanz ich hier nicht beschreiben kann. Pfingsten und die Sommersonnwend mit Wanderungen und Stunden am Feuer sind für uns ein Abschluß der Feste im Frühjahr, denn nun haben wir die strenge Zeit von Heuet und Ernte vor uns, für die wir unsere ganze Kraft einsetzen müssen. Erst die „Sichelhenket“, die als Abschluß der Erntezeit in den einzelnen Höfen gefeiert wird, ist der Auftakt zum großen Erntefest. Dabei setzen wir Jungen unsere ganze Ehre drein, daß wir ein paar besonders schöne Wa-

gen zum Festzug durch das Dorf richten. Auf dem Dorfplatz ist hinterher gemeinsames Fest mit Singen, Geschicklichkeitsspielen und lustigen Wettkämpfen vom Sackhüpfen und der Kletterstange für die Kleinen bis zum Hahnenreiten der Großen. Keinen Rummel und sogenannten Betrieb wollen wir machen, aber ein echtes und rechtes Volksfest soll der Tag für alle sein. Der Abend vereinigt uns wieder im großen Gasthaus-Saal oder in der Kelter oder Turnhalle zum fröhlichen Tanz. Daß wir den Abend mit einer großen Polonaise für alle eröffnen, ist klar. In bunter Folge reihen sich dann weitere Tänze, gemeinsame Lieder und solche, die von der Jugendgruppe vorgesungen werden, Laienspiele und Musik aneinander. Wenn's am schönsten ist, soll man aufhören, sagt eine alte Weisheit. Darum machen wir nicht allzuspät Schluß mit einem Abendlied, das die ganze Festgemeinde noch einmal im großen Kreis vereint. So neigt sich unser Jahr dem Winter zu, und noch zwei Aufgaben warten auf uns vor dem Weihnachtsfest. Die Burschen verteilen sich am 6. 12. auf das Dorf und besuchen mit einem Sack voller Äpfel und Nüsse alle Kinder. Sie gehen aber nicht als „wüschte“, gröhlende Unholde, sondern sie sollen als energischer, aber herzensguter Knecht Ruprecht in die Familien und Häuser kommen. Die Mädels haben aus Tannenreis Kränze gewunden und bringen mit Weihnachtskranz und Lichtlein Vorfriede und ein bißchen Heimatgefühl vor allem in die Familien, die — aus ihrer alten Heimat vertrieben — bei uns eine neue finden sollen.

Der Jahreskreis hat sich geschlossen. Geburt, Hochzeit und Tod bilden den Ring des Lebens. Ihnen soll das letzte Wort gelten. So selbstverständlich, wie wir die Toten des Dorfes auf ihrem letzten Weg begleiten, so selbstverständlich und froh nehmen wir teil, wenn im Dorf eine Hochzeit oder die Ankunft eines jungen Erdenbürgers gefeiert wird. Wieviel Verbundenheit einer guten Dorfgemeinschaft spiegelt sich in dem Brauch, der Mutter des Kindes am Morgen des Taufsonntags ein Ständchen zu bringen — wir nennen es das „Kindl-Singen“; das ist so recht eine Aufgabe für die Mädels der Landjugend! Eine besonders rege Gruppe hat sogar jedesmal eine kleine Girlande gewunden und sie vor dem Singen schon ganz verstohlen über der Tür des Taufhauses festgemacht. Ähnlich können wir die Haustüren von Bräutigam und Braut schmücken, wenn wir sie mit der ganzen Gruppe, also Mädels und Burschen, an ihrem Hochzeitmorgen mit unseren schönen alten und neuen Hochzeitsliedern wecken.

Nie ist auf dem Dorf einer „für sich allein“, immer ist man eingebettet in die Gemeinschaft, die teilnimmt am Leid und an aller Freude jedes einzelnen. Diesem Teilnehmen durch unser eigenes Tun wieder ein lebendiges und herzliches Gesicht zu geben mit den guten Ausdrucksformen unserer Geselligkeit, unseres Brauchtums — ist das nicht das schönste Betätigungsfeld für die kulturelle Arbeit — ich möchte diesen Ausdruck hier noch einmal bewußt gebrauchen — in den Landjugendgruppen? So wird sie uns zu dem Jungbrunnen, von dem das schlesische Volkslied singt:

Und in dem Schneegebirge da fließt ein
Brünnlein kalt,

Und wer des Brünnleins trinket, wird
jung und nimmer alt.

Ich hab daraus getrunken so manchen
frischen Trunk,

Ich bin nicht alt geworden, ich bin noch
allzeit jung!

Martel Gohl

Landjugend arbeitet an sich selbst

Diplomlandwirt Hetzel in Stuttgart

Hier geht es dich an, junger Leser, weil über dich gesprochen wird. Ich meine, wie stehts um dich und die andern Jungen in deinem Dorf und in dessen Umgebung? Man hört immer wieder fragen: Wie zeigt sich denn die Landjugend bei der Arbeit, am Sonntag, in der Kirche und im Wirtshaus? Hört sie auf die Eltern, oder treibt sie ohne festen Halt herum, läuft sie ins Kino, zum städtischen Vergnügen, raucht und trinkt sie, oder haben tüchtige Kerle und strebsame Mädchen das Heft in der Hand?

Besteht eine Gruppe, die sich lieber beruflich weiterbildet, ein fröhliches Fest vorbereitet, selbst Musik macht, singt und gute Bücher liest?

Du hast auf solche Fragen sicherlich eine Antwort, die dir Ehre bereitet, wenn du in der Landjugendgruppe des Bauern- und Landfrauenverbandes mitarbeitest, denn auch du ärgerst dich dann über alle jene Zeichen, die auf Verwahrlosung und Oberflächlichkeit hindeuten. Wir beide sind also gleicher Meinung, aber es gibt noch andere, und denen wollen wir es deutlich sagen, daß wir es ernst meinen mit dem Leben und der Arbeit in unserer Jugendgruppe, und daß wir, Burschen und Mädels, uns sauber und anständig miteinander

freuen wollen. Wir wollen nicht gegeneinander, sondern miteinander wirken und nicht rasten, bis wir wieder eine echte Dorfgemeinschaft haben, die uns dann nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich zusammenhält.

Wir sehen immer das Los unserer Eltern vor uns: Ein Leben voller Arbeit ohne den verdienten Erfolg. Uns sind die Probleme Landflucht, klaffende Preisschere, Steuerlast usw. nur allzu geläufig. Aber gerade weil wir unsere Lage kennen, weil wir wissen, daß uns immer wieder gesagt wird, das Leben in der Stadt sei leichter, biete mehr und so fort, haben wir uns zusammengeschlossen und in der Landjugendgruppe gefunden. Auf uns selbst wollen wir uns besinnen und es nicht mit jenem Teil des Landvolkes halten, der die Einstellung vertritt, alles was aus der Stadt kommt, als etwas „Besseres“ zu betrachten und dabei oft die abgeschmacktesten Dinge übernimmt. Auch wollen wir nicht vergessen, daß unser Bauernstand von sich aus noch vieles tun kann, um das Leben auf dem Dorfe erträglicher, leichter und schöner zu machen. Viele Bauern streben heute nur noch nach Gewinn und vergessen die Rücksichtnahme auf höhere Pflichten. Das kommt wohl daher, daß mit der fortschreitenden Technisierung das Gefühl irdischer Sicherheit aus eigener Kraft stärker und stärker wird. Doch wir beide wollen als Menschen im Beruf stehen und nach göttlicher Kraft suchen. Dann gewinnen wir die richtige Einstellung zum Bauersein und vergessen auch nicht, daß unser Hof nicht nur aus toten Maschinen besteht, sondern daß uns in Stall und Feld göttlich gewordenes Leben umgibt. So finden wir sicherlich die richtige Anwendung des Fachwissens, um dessen Aneignung wir uns bei unseren Zusammenkünften und Lehrfahrten jederzeit bemühen wollen.

Denkst du noch daran, daß du selbst mit Vorschlägen zur Bereicherung eures fachlichen Programmes beitragen wolltest? Wie sagtet ihr doch? Unsere Gruppe will alles ausprobieren und kritisch betrachten, was den landwirtschaftlichen Betrieb verbessern und höhere Erträge erzielen hilft. Und bei euren Zusammenkünften gibt es immer bewegte Aussprachen, wenn Fragen über Flurbereinigungs-, Steuer-, Buchführungs-, Rechts- oder Siedlungsprobleme auf dem Programm stehen. Ein wichtiges Gebiet ist auch die Pflege und Haltung der Haustiere, und heute besonders die Sterilitätsbekämpfung der Rinder.

Arbeiten wollen wir wie unsere Väter, aber Jugend braucht auch Freude und Ent-

spannung. Und wenn ich noch ein Wort zum Feierabend und dem Sonntag sagen will, so meine ich, mußt du dich mit den andern wieder auf die echten Dorfsitten besinnen. Eine Landjugendgruppe darf kein Vergnügungs- und Theaterverein sein. Es wird oft gesagt, sie muß bäuerliche Kultur pflegen; doch das Pflegen allein ist noch nicht das Richtige. Weißt du, wenn ich so an eure Kreistreffen denke und an die begeisterte Freude der Teilnehmer, kommen mir immer wieder Goethes Worte in den Sinn: „Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste, sei dein künftig Zauberwort!“ Und ich glaube, daß die Landjugend dann wieder froher und zufriedener sein wird, wenn sie spürt, daß ländlich-bäuerliche Kultur aus dem Leben der Menschen des Dorfes herausgewachsen, ja lebendiger und alltäglicher Besitz geworden ist.

Ja, lieber Freund, so eine Landjugendgruppe hat eine ganze Menge von Aufgaben, die mit tiefem Ernst angepackt werden müssen. Daß du mit ganzem Herzen dabei bist, ist klar. Vergiß aber auch nicht, den anderen, die noch nicht zu euch gehören, auseinanderzusetzen, wo, warum und wozu ihr zusammenkommt. Nimm dich derer an und weise darauf hin, daß ein jeder die Not des Einzelnen als Standesnot empfinden sollte. In deiner Gruppe versuche ständig, das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu pflegen, und wenn es gilt, den bäuerlichen Standpunkt zu vertreten, so zögere nicht. Auf sachliches Redenlernen mußt du besonderen Wert legen. Steck deine Nase auch in das landwirtschaftliche Wochenblatt und die Tageszeitungen hinein, damit du über das Neueste unterrichtet bist. Frage deinen Vater einmal, was er meint über die Landjugendgruppe und laß dir von ihm erzählen, wie er sich einsetzt für den Bauernverband.

Und wenn du mit den andern so mitten im Leben der Jugendgruppe drinstehst und ihr euch über all die Fragen des Bauernwesens bewußt geworden seid, wird dir dann klar sein, was Landjugendarbeit des Bauern- und Landfrauenverbandes will?

~~~~~  
Nicht betteln, nicht bitten,  
Nur mutig gestritten,  
Nicht kämpft es sich schlecht  
Für Wahrheit und Recht.

Aufn.: E. Bauer, Karlsruhe

*Alt-Heidelberg, du Feine*

um  
so  
ie-  
ne  
gs-  
gt,  
las  
ge.  
en  
il-  
es  
ds  
in  
ab  
u-  
d-  
ler  
ja  
en  
  
d-  
en,  
is-  
st,  
e-  
n-  
u-  
nd  
les  
In  
hl  
nd  
zu  
es  
en.  
ft-  
en  
er-  
er  
lir  
en  
  
en  
nd  
ns  
lar  
nd  
  
||||



Karlsruhe  
*Feine*

# Der Obstbau

## im Rahmen unserer badischen Landwirtschaft

Landwirt Eduard Sigel  
in Riedetsweiler-Meersburg

Das Land Baden war von jeher eines der obstreichsten Länder Deutschlands. Mit Ausnahme einiger Landesteile, wie Schwarzwald, Baar, Teile der Rheinebene und Bauland ist der Obstbau fast überall heimisch. Klima und Bodenverhältnisse sind dafür besonders günstig. Als ausgesprochenes Land der landwirtschaftlichen Kleinbetriebe mit ihrer Familienwirtschaft ist es arbeitstechnisch für Kulturen wie Wein-, Tabak- und Gemüsebau auch für den Obstbau besonders geeignet. Der badische Bauer ist durch die Kleinheit seiner Anbaufläche gezwungen, aus dieser kleinen Fläche möglichst viel herauszuwirtschaften, um seine Familie zu ernähren. Trotzdem wird vielerorts dem Obstbau noch immer nicht der Platz in der einzelnen Wirtschaft eingeräumt, den er beanspruchen kann, und die Möglichkeiten seiner Intensivierung und Ausdehnung sind noch längst nicht ausgeschöpft.

Die Obstpreise der letzten Jahre, vor allem aber des Jahres 1948, haben eine beachtliche Höhe erreicht. Mancher rückständige Baumbesitzer ist dadurch aufgeweckt worden und hat begriffen, welch wertvolles Kapital er in seinen Obstbäumen besitzt. Wenngleich auch mit diesen Obstpreisen auf Dauer kaum gerechnet werden kann, so steht doch zu erwarten, daß für gutes Tafel-, Wirtschafts- und Mostobst Preise erlöst werden, die wesentlich dazu beitragen, aus dem Gesamtbetrieb eine zufriedenstellende Rente zu erzielen. Denn Obst ist mehr und mehr zum gesunden, bekömmlichen und unentbehrlichen Volksnahrungsmittel geworden, ähnlich wie auch die aus Obst hergestellten Erzeugnisse, wie Süßsäfte, Gärmost, Marmeladen, Dörrobst und dgl. Nachfrage nach gutem Obst wird also immer vorhanden sein.

Das Ziel unseres badischen Obstbaues muß es deshalb sein, große Mengen guten Tafel- und Wirtschaftsobstes auch für die weniger Bemittelten zu erschwinglichen Preisen auf den Markt zu bringen.

Der Hauptlieferant wird nach wie vor der landwirtschaftliche Obstbau sein. Einseitige, sogenannte Plantagenbetriebe ohne Anlehnung an einen landwirtschaftlichen Betrieb werden niemals die großen Erntemengen an Eß- und Wirtschaftsobst hervorbringen, die unser Volk nötig hat.

Die Erfahrungen fortschrittlicher Obstbauern der letzten 25 Jahre haben klar gezeigt, wie wir es anzustellen haben, um auf unseren Obsthochstämmen in unseren Baumgärten fast ebenso schöne und gute Früchte zu erzeugen, wie es in den Obstplantagen auf dem sogenannten Niederstamm wächst. Damit soll jedoch keineswegs den gut geleiteten Obstplantagenbetrieben die Daseinsberechtigung abgesprochen werden. Ihnen fällt die Aufgabe zu, edelste und bestgepflegte Früchte für höchste Ansprüche zu erzeugen.

Die Erkenntnis, daß unsere Obstbäume tatsächlich sehr wesentliche und regelmäßige Einnahmen bringen können, wenn wir ihnen das geben, was sie an zweckmäßiger Düngung und Pflege benötigen, ist leider noch lange nicht überall bei unseren Obstbaumbesitzern durchgedrungen. Neulich stand in einer Obstbauzeitung zu lesen, daß 90 % unserer Obstbäume hungern! Dabei gibt es z. B. im Bodenseegebiet viele landwirtschaftliche Betriebe, in denen die jährlichen Einnahmen aus dem Obstgarten für den Betrieb ausschlaggebend sind!

Vor bald zwanzig Jahren hat Dr. Kaiser, der sich eingehend mit der Rentabilitätsfrage des Obstbaues in der bäuerlichen Familienwirtschaft befaßt hat, errechnet, daß der Arbeitsertrag aus der reinen Landwirtschaft (ohne Obstbau) auf die angewendete Arbeitsstunde umgerechnet damals (1929/30) 32 Pfennig betragen hat gegenüber dem Arbeitsertrag des Obstbaues desselben Betriebes mit 89 Pfennig pro aufgewendeter Arbeitsstunde. Und damals hatten wir noch andere Preise!

Durch zweckmäßigen Schnitt, ausreichende Düngung, gute Bodenbearbeitung und durch gründliche Schädlingsbekämpfung kann eine gewisse Stetigkeit der alljährlichen Erträge erreicht werden, wenn nicht gerade starke Spätfröste oder Hagelschläge die Obsternte vernichten. Ein periodischer Wechsel zwischen Vollernten und Fehljahren ist durchaus nicht Naturgesetz!

Der Obstbaum, am richtigen Ort gepflanzt und gut gepflegt, ist eine unserer dankbarsten Kulturpflanzen. Vergleichen wir nur einmal andere sogenannte Spezialkulturen wie Wein, Hopfen, Tabak, Zuckerrüben, Feldgemüse usw. damit. Bei diesen Kulturen weiß der betreffende Anbauer ganz genau, daß ohne



*Obstgut Faust, Stetten bei Meersburg*

großen Aufwand an Pflegemaßnahmen und Düngung keine ordentlichen Erträge zu erzielen sind. Es sind sogenannte „Muß“-Kulturen, die ihre Wartung zu ganz bestimmten Zeiten verlangen. Wie sieht es dagegen oft bei unserem Obstbau aus? Mußte man nicht beispielsweise polizeiliche Erlasse herausgeben über die Entrümpelung der Obstgärten? Warum hat der Bauer noch immer so wenig für seine Obstbäume übrig? Man sieht es als ganz selbstverständlich an, daß auf dem Boden, auf dem der Obstbaum steht, auch noch andere Pflanzen — bei uns meist Gras — wachsen und Erträge bringen sollen. Welcher anderen Kulturpflanze wird das zugemutet? Und wie oft wird vergessen, dem Baum die nötige Nahrung zu geben in Form von tierischen und Handelsdüngern, ganz zu schweigen von einer vernünftigen Bodenbearbeitung oder auch nur Lockerung. Sind die gelegentlichen guten Obsternten im landwirtschaftlichen Obstbau nicht vielfach unverdiente Zufallsernten? Soll das so bleiben oder wollen wir nicht Wege suchen, endlich den Obstbau als eine wirkliche Spezialkultur

in unseren betrieblichen Arbeitskalender einzureihen? Für den, der diese Frage bejaht, im folgenden einige Vorschläge hierzu.

Wie erwähnt, benötigt jede Spezialkultur zu ganz bestimmten Zeiten des Jahres bestimmte Pflegemaßnahmen. So auch der Obstbaum. Im großen und ganzen wird dies in den meisten Betrieben bei einigem guten Willen keine besonderen Schwierigkeiten bereiten, und größere Umstellungen werden nicht nötig sein. Ein wesentlicher Teil der obstbaulichen Pflegemaßnahmen fällt ohnehin in die für den Landwirt ruhigere Winterszeit, so der Schnitt, das Auslichten, die Düngung und die Winterspritzung. Für diese Arbeiten hat man Zeit von Ende November bis Anfang März.

Mehr Kopfzerbrechen macht die Einreihung der Vor- und Nachblütespritzungen in unserem Arbeitsplan, da sie zeitlich mit anderen wichtigen landwirtschaftlichen Arbeiten zusammenfallen und nicht aufgeschoben werden können, wenn ihr Zweck erfüllt werden soll. Da jedoch diese Arbeiten mit zweckmäßigen Geräten, am besten mit Motor- oder Karren-

spritzen verhältnismäßig schnell zu erledigen sind, — bei kleineren Betrieben in gegenseitiger Zusammenarbeit — wird man bei gutem Willen auch damit fertig werden.

In vielen Betrieben macht die zweite Nachblütenspritzung, die sogenannte Obstmadenspritzung, mehr Sorge. Sie muß mit Giftmitteln — bis jetzt meist mit Arsen — durchgeführt werden. Der Zeitpunkt dieser Spritzung fällt mit der Schnittreife des ersten Heugrases zusammen, das unbedingt vor dem Spritzen in den Baumgärten entfernt sein sollte, da giftbehaftetes Futter bei unserem Vieh großes Unheil anrichten kann. Häufig ist gerade in dieser Zeit das Wetter zum Heuen nicht günstig. Man muß sich dann durch Grünfüttern, Einsäuern oder Aufreutern dieses Futters helfen; letzteres am besten mit den sogenannten Allgäuer Heinzen oder mit Schwedenreutern, bei denen man das Gras von der Sense weg grün aufhängen kann.

In Kirschengebieten trifft die Kirschen-ernte häufig mit den Heu- und Hackarbeiten zusammen. Es ist für den Betriebsführer oft nicht ganz einfach, die richtige Arbeitseinteilung zu treffen, besonders wenn es an geeigneten Arbeitskräften mangelt.

Die gefährlichsten Arbeitsspitzen bringt meist eine gute Kernobsternte mit sich, da sie zeitlich mit so vielen anderen wichtigen landwirtschaftlichen Arbeiten zusammenfällt, wie Hackfruchternte, Feldbestellung usw. Nur eine gutdurchdachte Arbeitseinteilung kann uns helfen, dieser Schwierigkeit Herr zu werden. Häufig wird eine Hinzuziehung zusätzlicher Arbeitskräfte nicht zu umgehen sein.

Wenn diese Zeilen den Obstbauer zum Nachdenken und zum entsprechenden Handeln veranlassen, dann ist ihr Zweck erfüllt. Wo ein Wille, da ein Weg!



## Der Auswanderer

Von Alfred Huggenberger

Zeichnungen:  
H. Kegel-Naillard, Meersburg

Auf der Heimkehr von einem Weidgang klopft der Wehrtanner Urech Leu seinem Nachbarn vom Heiletsboden auf die Achsel. „Du, Hannes, heut bin ich ausdermaßen gut aufgelegt, heut will ich dir einmal erzählen, wie mein Bruder Heiri vor Jahr und Tag nach Australien gereist ist. Eins mußt du zum voraus wissen: der Heier hat daheim einfach nicht gut getan. Das heißt nicht etwa; er sei ein fauler Hund gewesen; o nein, beim Bauernschaffen hat er in allen Stücken seinen Mann gestellt. An dachsteiler Halde hat er die Sense geführt, hart neben dem Absturz die Rottanne kunstgerecht gefällt. Nur an den Webstuhl im Vorkeller unten wollte er um des Teufels willen nicht heran, den Webkeller nannte er die kleine Höll, und die wollte er nach seiner Behauptung mit dem, was er bis jetzt angestellt, noch nicht verdient haben.

Der Vater, wie er denn immer ein Hartkopf gewesen ist, hat gesagt: „Da hindurch geht's Bub, biegen oder brechen. Wenn du nicht bei schlechtem Wetter am Webstuhl schaffen willst, dann stell' ich dich vors Haus.“

Der Heier hat bereits die Türfalle in der

Hand und ruft nun durchs offene Fenster in die Stube herein: „So, draußen wär' ich, wenns' nur an dem fehlt, du brauchst dir keine Mühe zu machen. Aber wissen möcht' ich doch gern, ob ich denn mit meinen 23 Jahren nicht wenigstens einen Zehrpennig auf den Weg verdient habe.“ Der Vater lenkt ein und geht ans Fenster: „Und die Straße, Bub? Sonne oder Mond?“ Der Heier ist nicht sogleich beschlagen. „Hä — zuerst will ich einmal tippeln, hundert Stunden weit — zweihundert, dreihundert! Halt, bis mir irgendwo ein Ort recht ist. Der Berg kann mir gestohlen werden und der Webstuhl da unten dazu.“

„Einem Vaganten geb' ich kein Geld zum verschleifen,“ sagt der Vater. „Du mußt dir ein Ziel vorstecken, ein richtiges Ziel, und auf das mußt du zuhalten, immer gerade aus.“

„Dann reise ich nach Australien,“ erwidert der Heier kurz und gut. „Das ist mir nun just ins Kopfhäuschen gerutscht. Australien ist auch noch auf der Welt. Bloß nach Amerika zu gondeln, das wäre mir zu blöd, nach Amerika kann jeder Laff reisen.“